ARMEE Rundschau



Magazin des Soldaten HEFT 1 • JANUAR 1966 • PREIS MDN 1,–

ieses Wetter draußen. Kalte Windböen pfeifen ums Haus. Hauptfeldwebel Heinicke, die „Mutter“ unserer Grenzkompanie, geht in die Küche. Sein Pflichtgefühl sagt ihm, daß er sich um das warme Essen für die Posten kümmern muß.

Da kommt ihm der UvD nachgerannt: „Genosse Hauptfeldwebel, sofort zum Kompaniechef!“

Nanu? So eilig? Was mag der wollen? Etwa gar verstärkte Grenzsicherung? Seit Stunden wird nämlich nach einem Mann gefahndet, der sich unkontrolliert im Grenzgebiet aufhält.

Tatsächlich hat der Kompaniechef neue Meldungen bekommen. „Sie und Unteroffizier Ernst machen Suchgruppe!“ befiehlt er.

Zusammen mit Unteroffizier Ernst, dem Hundestaffelführer, und Bodo, dem Fährtenhund, macht sich der Hauptfeldwebel auf den Weg. Aus langjähriger Grenzdiensterfahrung weiß er, daß es heute nicht gerade rosig aussieht. In reichlich einer Stunde ist es finster. Wenn der Mann einmal im Walde verschwunden ist, dann gleicht das der Suche nach der bekannten Stecknadel im Heuhaufen.



Vignette: Parschau

Die Grenzposten zeigen der Suchgruppe die Stelle, wo sie den Mann zuletzt gesehen haben. Zum Glück ist der Boden weich und die Spur schnell gefunden.

„Mensch, der Kerl muß doch barfuß sein!“ entfährt es dem Gefreiten Sehnig, dem Postenführer, als er die Spur genau betrachtet. Deutlich sind die Abdrücke von Zehen und Fußballen zu erkennen. Bei der Kälte barfuß? Der kommt nicht weit!

Bodo zerrt seine Begleiter an der langen Suchleine einige Hundert Meter in den Wald, dann einen Abhang hinunter. An einem Waldbach ist plötzlich Schluß. Bodo hat die Spur verloren. Alle Versuche, sie wiederzufinden, bleiben erfolglos. Die Spur ist weg.

Inzwischen ist es dunkel geworden. Die Hoffnungen des Hauptfeldwebels sind mit dem Tageslicht dahingeschwunden. Eine kalte Wut steigt in ihm auf. Ausgerechnet ihm, der sonst in der Kompanie ohne Fehl und Tadel dasteht, muß das passieren. Mehr aus Ärger und Verzweiflung als in der Hoffnung, damit wirklich etwas zu erreichen, brüllt er plötzlich mit seiner kräftigen Stimme, mit der er sonst das ganze Kompaniegebäude erzittern lassen kann, in den nächtlichen Wald: „Kommen Sie nun endlich runter vom Baum!“ Entgeistert starren ihn die Genossen an. Hoffnungslos, mögen sie doppelsinnig denken. Mit einem Male rascheln Äste, nur etwa zwanzig Meter von ihnen entfernt. Von einem Baum herunter erklingt eine klägliche Männerstimme: „Ich komme ja schon. Aber leuchtet mir mal, damit ich nicht runterfalle.“

Vom Baum klettert tatsächlich der Gesuchte, barfuß und mit blaugefrorenen Füßen. Dem Hauptfeldwebel verschlägt es die Sprache. Eine solche Festnahme hat er noch nicht erlebt.

Oberleutnant Rodenkirchen

ZWISCHEN WECKEN UND ZAPFENSTREICH



POSTSACK

Brief im Brief

Es ist zwar schon Monate her, trotzdem möchte ich Ihnen erzählen, was mein Sohn in einem Brief schrieb. Zehn Mann seiner Besatzung waren entlassen worden – „mit Krawatten aus Mützenbändern und weißen Mützenbezügen auf dem Kopf, versehen mit den ‚Autogrammen' der ganzen Besatzung, verließen die Heimgänger das Boot. Überall heulten die Sirenen. Die Offiziere erwiesen die Ehrenbezeigung, und obwohl wir nicht gerade weich sind, standen uns die Tränen in den Augen. Ich stehe noch ganz unter dem Eindruck dieser Verabschiedung. So etwas gab es bisher noch nicht." Mich als alten Fahrensmann hat dieser Brief meines Jungen tief bewegt.

Hermann Mangelsdorf, Magdeburg

Zwar nicht nur für Sammler. . .

Ich sammle Effekten der NVA. Wie kann ich meine Sammlung vervollständigen?

Volkhard Fiedler, Leipzig

Im November 1965 wurde am Strausberger Platz in Berlin ein Spezialeffektenladen eröffnet. Er ist zwar weniger für Sammler gedacht, aber natürlich auch ihnen zugänglich.

Heimgeschafft

Herzlichen Dank den Genossen aus Frankenberg, die sich nach dem Manöverball in Rudolstadt bemüht haben, daß wir gut nach Hause kamen. Roswitha Weidner, Zeutsch

Es geht um 80 Mark

Stimmt es, daß ich nach dreijähriger Dienstzeit im Studium, ein Zusatzstipendium kriege?

Stabsgefreiter Hesse, Prora

Nach der Stipendienverordnung (GBL II/1962, Seite 836) können Studenten, die „noch Erlaß des Wehrpflichtgesetzes nach mindestens dreijähriger Dienstzeit in der NVA in Ehren entlassen wurden", ein Zusatzstipendium von 80,– MDN erhalten.





Rufe Heinz Plume!

1958 beendete ich meinen Dienst bei den Seestreitkräften. Ich schrieb mich noch lange mit meinem Freund Heinz Plume. Anscheinend ist er aus Trebbin verzogen. Vielleicht liest er diesen Ruf und schreibt mir wieder.

Unterleutnant d. R. Seeber, Gera

Zweimal 44

War das frühere deutsche Sturmgewehr 44 mit der MPi 44 identisch?

H.-Dieter Müller, Bernburg

Im wesentlichen ja. Veränderungen in der Technologie des Sturmgewehres 44 führten zur MPi 44, an der später auch ein Schießbecher verwendet werden konnte.

Scharfe Beobachter

Wir sitzen mit ungarischen Militärschülern im HdA und unterhalten uns. Da werden wir gefragt: „Ist bei Euch das Grüßen aus der Mode gekommen?" – Peinlich, von Waffenbrüdern eine solche Lektion zu bekommen. Adelheid Fritz, Erfurt

Tor zur See

Ich möchte später zur Handelsmarine. Wo muß ich mich bewerben?

Obermatrose Müller, Saßnitz

Richten Sie Ihre Bewerbung an den VEB Deutsche Seereederei, Rostock, Haus der Schiffahrt.

Doppelstockbekanntschaft

In einem Doppelstockzug lernten meine Freundin Anita und ich einen sympathischen Maat kennen. Leider fehlt uns seine Anschrift.

Katja Senz, Woltersdorf/Erkner
Maienhöhe 15

Ubergangsgeld anteilmäßig

Ich bin seit dem 13. November 1962 bei der Armee, war Soldat auf Zeit. Am 17. Dezember 1963 wurde ich Offiziersschüler. Warum bekam ich kein Übergangsgeld von 1500,– MDN?

Offiziersschüler Buker, Plauen

Da Sie keine 18 Monate Grundwehrdienst geleistet haben, erhalten Sie das Übergangsgeld für Soldaten auf Zeit nur anteilmäßig: Für

jeden Monat Grundwehrdienst 80,– MDN. Am besten wenden Sie sich zur Klärung der Sache an Ihre Finanzstelle.

Zustimmend . . .

Mein Kompliment! Durch Euer Magazin erfahre ich alles, was mich als Soldatenfrau interessiert. Auch für meine Arbeit als Pionierleiterin erhalte ich gutes Arbeitsmaterial. So bist Du auch unseren Kindern ein guter Freund und mir ein wertvoller Helfer geworden.

Lieselotte Schönert, Reinsberg

. . . und ablehnend

Langsam aber sicher habe ich Ihre Zeitschrift satt. Ich bestelle sie hiermit ab. Roger Weiss, Erfurt

Dakota-Havarie

Die Zeichnung im Heft 10/65 (Seite 36/37) ist insofern falsch, als die Dakota kein Bug-, sondern ein Heckrad hat.

Gerhard Höfer, Karl-Marx-Stadt

Warum nicht?

Die Mädchenbilder in der AR sind ganz nett. Manchmal könnte man sich verlieben, leider nur platonisch.

Robert Riebach, Dresden

Für die Klassenarbeit

Wir wollen in unserer Klasse die Wehrpflicht in beiden deutschen Staaten untersuchen und zeigen, was sie hier und dort für Aufgaben hat und welche Unterschiede es gibt. Kannst Du uns dabei mit Material helfen, liebe AR?

Harald Faust, Schkopau

Selbstverständlich helfen wir Euch. Eine Materialsammlung ist bereits unterwegs oder gar schon bei Euch angekommen.

Exkursion mit Wehrpflichtigen

Kürzlich waren Berliner Jugendliche, die sich als Soldaten auf Zeit verpflichtet haben und demnächst einberufen werden, zu Besuch in einer Armee-Einheit. Mit großem Interesse besichtigten sie die Technik und das Traditionszimmer. Es entwickelten sich nützliche Kontakte, die den Soldaten in spe halfen, sich gut auf ihren Wehrdienst vorzubereiten.

Stabsfeldwebel Kröber, Berlin





Auf eigene Kosten

Kann ich mir als Soldat eine offene Ausgangsuniform zulegen?

Flieger Willert, Drewitz

Ja, allerdings auf eigene Kosten.

Früher nicht denkbar

Man sollte viel öfter vergleichen. Ich tue das gerade bei Oberst Richter. In früheren Zeiten – Reichswehr, Wehrmacht – wäre es unmöglich gewesen, daß ein Oberst in dieser offenen Art die Fragen von Soldaten beantwortet, und dazu noch in aller Öffentlichkeit! Ja, es hätte gar niemand gewagt, sich mit seinen Sorgen an ein „so hohes Tier" zu wenden. Mehr als eine Welt stand zwischen Soldat und Offizier!

Otto Kragow, Sömmerda



Feldwebel = Meister

Wie heißt der Dienstgrad Feldwebel bei der Volksmarine?

Ruth Schnedlinger, Frankfurt (Oder)

Feldwebel = Meister, Oberfeldwebel = Obermeister, Stabsfeldwebel = Stabsobermeister.

Herrmann heißt er

In Weifa (OL) lernte ich den Unteroffizier Herrmann kennen; er ist in Dresden stationiert. Ich möchte gern seine Adresse haben.

Renate Krügerke, Perleberg, Mönchort 6

Selbsthilfe

Immer wieder gehen im Sturmgepäck die Schuhcremedosen kaputt und laufen aus. Kann da nicht Abhilfe geschaffen werden?

Soldat Schulze, Wolfen

Man kann sich auch selbst helfen – indem man die Schuhcremedose zusätzlich in einen Perfolbeutel legt.

Auch mal ein Gedicht

Durch den Dienst müssen die Soldatenfrauen oft sehr lange auf ein Wiedersehen mit dem Mann oder dem Freund warten. So müssen liebe Briefe den persönlichen Kontakt ersetzen. Ich schreibe meiner Verlobten, so oft ich kann. Manchmal schicke ich ihr auch ein selbstverfaßtes Gedicht.

Kanonier Habakuk, Weißenfels

Was ist mit Wohnung?

Ich bin Soldat auf Zeit, verheiratet. Wenn ich nun entlassen werde, habe ich da an meinem künftigen Arbeitsort Anspruch auf eine Wohnung?

Wachtmeister Schilling, Erfurt

Die Förderungsverordnung sichert den entlassenen Soldaten auf Zeit das Recht auf eine Wohnung in dem Ort, wo sie nach ihrer Entlassung eine Tätigkeit aufnehmen. Zu welchem Zeitpunkt ihnen jedoch eine Wohnung zugesprochen werden kann, hängt in erster Linie von der örtlichen Wohnraumlage ab.

Alle Jahre wieder

Mit Hilfe der Genossen eines Leipziger Truppenteils konnten wir auch im vergangenen Jahr wieder ein Ausbildungslager mit unseren Lehrlingen durchführen. 168 von 171 Jugendlichen erwarben das „Abzeichen für vormilitärische Ausbildung" in Silber.

Fritz Bodammer, Regis-Breitingen

Jetzt auch ältere Typen

Könnt Ihr in den Typenblättern nicht auch ältere Waffen und Fahrzeuge vorstellen?

Klaus Nagel, Berlin-Johannisthal

In diesem Heft beginnen wir damit.

Wer spukte am Waldsee?

Danach fragten wir im November-Preisausschreiben, Heft 11 – und es antworteten: „Ein Tier" (U. Papperitz, Fürstenwalde). „Ein Biber" (W. Ludwig, Dresden). „Eine Bisamratte" (E. Fritsche, Dürrengleina). „Ein Igel" (V. Unger, Karl-Marx-Stadt). „Ein Wolf" (I. Pëtzsch, Eilenburg). „Ein Dachs" (G. Reimer, Stallberg). „Ein Wildschwein" (W. Klinger, Eisenberg). „Ein Fuchs" (K. Schröer, Potsdam). „Ein Baummarder" (G. Niehusen, Selmsdorf). „Der OvD" (H. Schöbel, Görlitz). „Die Campinggruppe" (G. Bochmann, Schneeberg). „Die Frau" (K. Klopstech, Reichardtsdorf). „Der Schäfer" (I. Larsen, Salzfurtkapelle). „Posten Müller" (D. Gawe, Pinnow).





Vignetten: Arndt

Wer wirklich am Waldsee spukte, verraten wir auf Seite 41. Sie werden sich wundern!

Was sonst noch spukte . . .

. . . in den Zuschriften, meinen wir, lesen Sie nun:

Der Posten hat geschlafen – die Frau lügt!

W. Lache, Erlabrunn

Der Hauptfeldwebel hatte alles geträumt.

R. Hopfmann, Ronneburg

Der Hauptfeldwebel war mit der Frau baden; dafür ließen die Burschen vom Zeltlager die Feldküche ins Wasser und trieben die Schafe auseinander.

G. Bischoff, Bockau

Der Vernehmung der Bürgerin hätte ich mit dem größten Vergnügen beigewohnt!

H. Petzka, Karpin

Wir auch!

Weshalb trägt der OvD die Pistole links?

G. Stäbler, Hoske

Vor Aufregung.

Immer wieder toll

Seit eineinhalb Jahren lese ich Euer Magazin. Es ist prima. Mir gefällt jedes Heft immer wieder ganz toll!

Offiziersschüler Becker, Zittau

Kein Preisnachlaß

Irrtümlich nannten wir im Heft 11/1965 für die neue Regenschutzbekleidung einen falschen Preis. In Wirklichkeit kostet sie 12,75 MDN. Wir bitten um Entschuldigung.





Eine Gruppe neueingestellter Genossen fragt: Sich an die Disziplin in der Armee gewöhnen, ist nicht leicht. Kann man nicht auch wie im Betrieb ab und zu mal ein Auge zudrücken?

Oberst Richter antwortet

Davon wird man blind. Und Blindheit taugt nichts fürs Leben, noch viel weniger für die Armee. Stellen Sie sich vor: Ein Manöver findet statt, oder es sei eine ernsthafte Situation – und dann blinde Soldaten? Aber auch im Kasernendienst ist das nicht anders. Die Disziplin kann man nicht teilen in eine für den Ernstfall und in eine für den Hausgebrauch. Das wäre Mampe halb und halb. Das taugte für die Armee genausowenig wie eine Petroleumlampe für eine Radaranlage. Die Disziplin ist ein Lebenselement für den Bestand einer Armee und für den Sieg im Kampf. Eine Minute, das kann sein: 800 Meter weiter oder auch zurück mit dem Panzer. Das können Sie, das kann aber auch der Gegner sein. 20 km tief kann in dieser Zeit das gegnerische Flugzeug eingedrungen sein – oder 60 km die feindliche Rakete. Begreifen Sie, was eine verplemperte Minute sein kann – verplempert durch schlechte Disziplin?

Aber der Wille zur Disziplin allein genügt nicht! Dazu muß sich das Training gesellen – wie bei einem Leistungssportler, der seinen Krisenpunkt kennt und sein Training darauf konzentriert. Ernst wird es vor allem dann, wenn keiner dahinter steht: „Was macht das schon, es merkt doch niemand." Da muß sich jeder erst richtig bewähren, so, als stünde er im vollen Licht der Öffentlichkeit.

Eine solche Disziplin, stets auch in Kleinigkeiten, zu jeder Stunde, an jedem Ort und bei jeder Gelegenheit praktiziert, die taugt für den Kampf und für das ganze Leben.

Aber wir sagen nicht nur: „Erfüllt alle Befehle und Vorschriften freiwillig, konsequent und widerspruchslos." Wir sagen auch: „Tut das bewußt und mit Verstand, erfüllt diese Disziplin mit Leben, indem ihr die Aufgaben vorbildlich und mit Initiative erfüllt." Und vergeßt nicht: Ob schlechte oder gute Disziplin – das ist wie eine Kettenreaktion! Einer haut daneben, und alle haben den Schaden. Einer zeigt Charakter, und die anderen werden angeregt, sie wollen ihm nacheifern.

Disziplin zu üben, ist anfangs schwer, aber wer sie hat, hat's leichter!

Obermatrose Reinhardt fragt: Warum werden Überstunden nicht bezahlt? Es kommt wiederholt vor, daß wir im Hafen bis 24 Uhr arbeiten.

Helm ab, diese Leistung fordert Anerkennung. Aber trotzdem – die Armee ist nun einmal kein volkseigener Betrieb. Wie heißt es doch in der Verfassung? „Der Dienst zum Schutz des Vaterlandes und der Errungenschaften ist eine ehrenvolle nationale Pflicht der Bürger der Deutschen Demokratischen Republik . . ."

Das ist kein Arbeitsverhältnis, sondern eine Ehrendienstpflicht. Merken Sie den feinen Unterschied? Diese Pflicht wird auch nicht nach Tagesarbeitsstunden oder Schichtnormen abgegolten, sondern mit einer besseren Münze, als es Geld ist.

Trotzdem ist Ihre und Ihrer Genossen Leistung anerkennungswürdig.

Wir feiern in wenigen Wochen unseren Zehnjährigen. Rückblickend kann man mit Fug und Recht sagen: Alle Achtung vor unseren Soldaten. Sie haben in ihrer großen Mehrheit begriffen, daß sie auch in ihrem ureigensten Interesse dienen.

Und dieser Dienst ist wahrhaftig kein Zuckerlecken. Bei Tag und Nacht, bei Wind und Wetter müssen sie gefechtsbereit sein. Wo bleibt da oftmals der trotzdem wohlverdiente „Feierabend"? Wo der „Lohn"? So scheint es!

Wehrdienst schließt eben ein, mit Hand anzulegen, die Waffen stets schußbereit, aber auch Herz und Verstand kampfbereit zu halten.

Sie fragen nach dem Lohn Ihrer Überstunden? Ihr ganzer Wehrdienst sind „Überstunden"! Vorgeleistet für Ihre eigene Zukunft. Für den Frieden Ihrer Generation! Ist dies nicht der beste Lohn?!

Ihr Oberst

Richter



Entscheidung in SEKUNDEN

von Semjon Kusnezow

An einem kühlen Aprilmorgen flog eine Staffel von neun Maschinen unter Leitung des Hauptmanns Kusmin gen Westen.

Die Sonne war schon lange aufgegangen. Dichtes Blau, dessen Helle den Augen weh tat, umgab die Maschinen. Sie schienen in einem uferlosen Ozean zu schwimmen, über den eine leichte Brise streicht. Durchsichtige Schäfchenwolken hüllten wie Schaumkämme der Meereswellen ab und an eine der Maschinen ein und wehten dann, zu hauchfeinem Flaum verteilt, hinter ihr her. Irgendwo in der Tiefe breitete sich die ukrainische Schwarzerde aus, die ihr winterliches Laken abgestreift hatte.

In strenger Ordnung näherten sich die drei Ketten der Frontlinie. Ihr Auftrag lautete: Feindliche Flugzeuge auf einem neueingerichteten Flugplatz vernichten. „Wir dürfen nicht zulassen", hatte der Geschwaderkommandeur vor dem Start gesagt, „daß die Deutschen mit Hilfe eines Netzes von Flugplätzen im Frühjahr die Übermacht im Luftraum gewinnen." Zwei Ketten mit Hauptmann Kusmin an der Spitze bildeten einen Stoßtrupp, der den feindlichen Flugplatz zu bombardieren hatte. Die dritte Kette unter Leitung des Oberleutnants Glebow sollte die Operation des Stoßtrupps von der Luft aus decken. Aber es war ein weiter Weg bis dorthin, und die Anweisung lautete, zeitraubenden Luftkämpfen mit dem Gegner auszuweichen, weil dazu die Treibstoffmenge nicht ausreichen würde.

Die Staffel überflog die Frontlinie in großer Höhe und stieß auf reichlich 100 Kilometer ins feindliche Hinterland vor.

„Alles hört auf mein Kommando!" rief Kusmin die Flieger seiner Staffel über Sprechfunk. „Wir nähern uns dem Ziel. Die Kette Glebow blockiert den Flugplatz. Alle übrigen verbleiben auf der bisherigen Höhe."

Rasch gingen drei Maschinen auf geringere Höhe. Dem erfahrenen Blick blieben die getarnten Hangars und die feindlichen Flugzeuge nicht verborgen. Gut, daß keine patroullierenden Maschinen zu sehen sind, dachte Glebow. Sie haben uns gewiß nicht erwartet...

Da explodierten plötzlich einige Flakgranaten in der Luft, und so vermochten die Flieger die Flakbatterie auszumachen. Mit einem Volltreffer brachte Unterleutnant Sudakow das eine Geschütz des Gegners zum Schweigen.

„Bravo! Ein Mordskerl!" schrie Glebow. „Und nun weiter!" murmelte er wie im Jagdeifer vor sich hin, als er den Bombenhebel bediente. Danach fiel das zweite Geschütz aus.

Von der Sonnenseite her angreifend, überfiel Kusmins Kette den Flugplatz. Im Nu stiegen an der Stelle, wo die deutschen Maschinen eben noch unter Tarnschutz gestanden hatten, Rauchsäulen auf. Die Kette Glebow kreiste über dem feindlichen Stützpunkt und nahm so den Faschisten die Möglichkeit, aufzusteigen. Der Stoßtrupp bombardierte indessen weiter den Flugplatz...

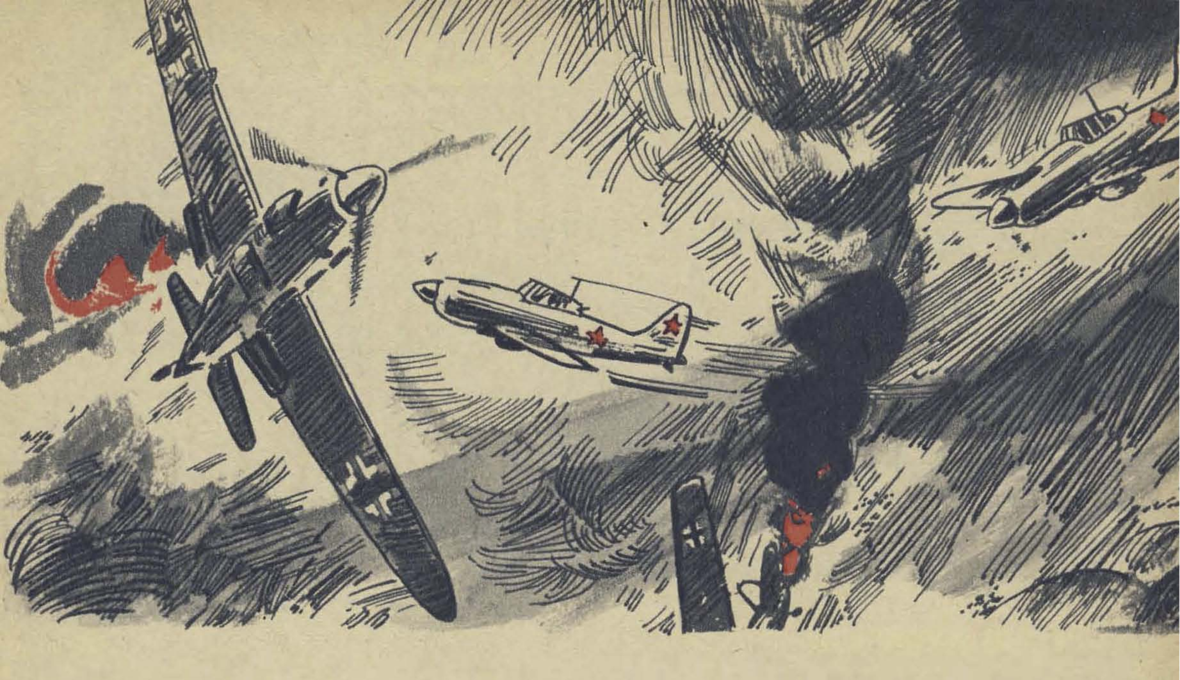
Die feindlichen Maschinen standen in Flammen. Das ganze Feld war in dichten schwarzen Qualm gehüllt, aus dem helle Flammen aufloderten.

„Kurs nehmen auf Basis!" befahl Kusmin munter, zufrieden mit der ausgezeichneten Durchführung der Kampfaufgabe.
In voller Kampfordnung drehte die sowjetische Staffel ab und ging auf Heimatkurs.

„Mehr Gas geben!" befahl der Staffelkommandeur. Die Flugzeuge flogen nahezu mit maximaler Geschwindigkeit. Aber bis zur Frontlinie war es noch weit...

Oberleutnant Glebow flog mit seiner Kette in der Nachhut der Staffel. In Erwartung feindlicher Flugzeuge spähte er aufmerksam nach allen Seiten. Die frohe, beschwingte Stimmung, in der er minutenlang nach dem erfolgreichen Bombardement gewesen war, verflog bei der Erkenntnis, daß die Gefahr, solange sie über das vom Feind kontrollierte Territorium flogen, noch nicht überwunden war.

Zweifellos haben die Deutschen noch vor dem Angriff auf den Flugplatz Nachricht geben können, dachte er. Seine hellen Augen, die gewöhnlich freundlich, fast ein wenig keck in die Welt blickten, spähten jetzt kalt und konzentriert. Über seinem Nasenbein zeichnete sich eine tiefe Falte ab, wodurch sein Gesicht weit älter als



sonst wirkte. Jetzt hätte kaum jemand in ihm den schmucken Burschen Andrej Glebow, den besten Tänzer des ganzen Geschwaders erkannt. In diesem Moment freute ihn nicht das klare Blau des Himmels, das von schneeweißen, seltsam geformten Wolken durchzogen war. Er erwartete jeden Augenblick, daß aus diesen hübschen Wolken feindliche Maschinen stießen ... Glebows Befürchtungen bestätigten sich.

„Sie kommen!" rief Glebow unwillkürlich aus, als er eine Anzahl deutscher Jäger aus einem Wolkenfeld auftauchen sah.

„Zwei ... drei ... sechs", weiter konnte Glebow nicht zählen, er bemerkte nur, daß die feindlichen Maschinen in der Überzahl waren und ein Entrinnen nicht mehr möglich war. Schon ertönte im Kopfhörer die rauhe Stimme des Hauptmanns Kusmin:

„Zum Luftkampf übergehen!"

Glebow erinnerte sich der Lieblingsworte des Geschwaderchefs: „Der Erfolg einer Sache hängt von Sekunden ab!" Wenn man nicht unbemerkt davonfliegen kann, muß man den Kampf eröffnen und Zeit gewinnen. Die erste Kette flog nahe an die Deutschen heran. Glebow beobachtete, wie einer der Piloten der ersten Kette mit einer präzis gezielten MG-Garbe die Führungsmaschine des Gegners abschoß. Aber die Faschisten wichen nicht zurück; zwei Messerschmitts stürzten sich sogleich auf den sowjetischen Piloten, und fünf Feindmaschinen griffen Glebows Kette an. Er erblickte links von sich den Gegner, der über ihn kommen wollte. Glebow warf seine Maschine herum, aber da kam von rechts ein anderer Deutscher näher ...

Unerwartet fand sich Hilfe ein ... Der Deutsche, der die Gefahr offensichtlich bemerkte, die ihm vom Heck aus drohte, konnte seine Maschine so wenden, daß er Glebow Auge in Auge vor sich hatte. Er sah das breitknochige Gesicht des Sowjetpiloten, und das war sein letzter Eindruck, mehr zu sehen war ihm nicht vergönnt ...

„Danke, Freunde", murmelte Glebow mit einem erleichterten Seufzer und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Omarows scharfer Blick hatte die Entfernung genau berechnet, und die Sekunde Nachdenken, die der deutsche Pilot auf den Anblick Glebows verschwendete, kostete ihn das Leben. Das deutsche Flugzeug verlor die Steuerung, hielt sich noch einen Augenblick lang in der Luft und sauste dann kopfüber zur Erde ...

Andrej Glebow warf sich auf den zweiten Deutschen.

„Verfluchtes Aas, mach keine Mätzchen!" schrie Glebow und drückte auf den MG-Auslöser. „Noch tiefer gehe ich nicht!"

Er hatte das Manöver des Deutschen durchschaut, der ihn zu Boden drücken und von der Staffel trennen wollte. Er wußte, daß die Kampfeigenschaften der deutschen Maschinen in großer Höhe weitaus geringer sind.

„Du wirst dich hier stellen!"

Eine MG-Garbe traf den Motor der gegnerischen Maschine. Aber der Faschist ergab sich nicht. Zum Gegenangriff ansetzend, zog er sich hoch. Glebow, der den Blick nicht eine Sekunde lang von seinem Widersacher gelassen hatte, beschoß ihn ununterbrochen mit dem Bordgeschütz. Er konnte nicht verfolgen, in welchen Teil der Feindmaschine seine letzten Geschosse eingedrungen waren, sondern bemerkte nur erfreut, wie der angeschlagene Feind schnell an Höhe verlor und sich vom Kampfplatz entfernte. Andrej verzichtete auf seine Verfolgung. Unweit von seiner Maschine erblickte er ein brennendes Flugzeug. Eine helle Flamme beleuchtete den roten Stern auf dessen Tragfläche und die Nummer der Maschine.

„Liskow!" fuhr es Andrej blitzartig durch den



Sinn. Es war der junge Pilot aus der ersten Kette, der die feindliche Führungsmaschine so erfolgreich abgeschossen hatte.

Liskows Flugzeug schwankte wie unter einem plötzlichen Stoß. Brauner Qualm kräuselte sich über seinem brennenden Motor. Wie ein geteerter Wergknäuel, der von einem hohen Turm heruntergeworfen wird, flammte die todwunde Maschine nun auf, sank, explodierte in der Luft und hinterließ eine Rauchfahne... Gleich daneben war zwischen Hauptmann Kusmin und einer Messerschmitt ein Luftgefecht im Gange. An den komplizierten Kunstflugfiguren, die der feindliche Pilot vollführte, erkannte Glebow. daß Hauptmann Kusmin einen erfahrenen deutschen Flieger vor sich hatte, wohl einen der stärksten der feindlichen Angreifer.

Glebow spähte in die Runde, um sich zu orientieren in diesem Wirrwarr eigener und feindlicher Maschinen, und steuerte sein Flugzeug mitten ins Kampfgetümmel hinein.

Die Kette seines Freundes Leutnant Omarow bedrängte die Messerschmitts. Offenbar hatte der Absturz des Kameraden die Kräfte der sowjetischen Piloten buchstäblich verdoppelt und ihnen erbitterten Kampfesmut verliehen. Eine deutsche Maschine explodierte und brannte aus, ihr folgte eine zweite, in eine dichte Rauchwolke gehüllt, die sich sprungweise vorwärtsbewegte und gleichsam hinkend an Höhe verlor. „Pfundskerl!" rief Andrej begeistert aus. „Bist ein Prachtjunge, mein Freund!"

Eine rührende Freundschaft verband ihn mit Omarow. Sie waren selbst im Luftraum unzertrennlich. Beide befehligten sie eine Kette im Geschwader des Hauptmanns Kusmin. Als Omarow im Vorjahr wegen einer Beinverwundung im Lazarett gelegen hatte, war Andrej sehr niedergedrückt gewesen und hatte ihm bei jeder Gelegenheit rührende Briefe ins Lazarett gesandt. Tief verehrte er seinen kirgisischen Freund, der die Heimat Andrejs, die Ukraine, mit befreien half...

Jenes unerklärliche Gefühl, das einen Mann im Gefecht befällt, wenn er noch nicht alles zu bewerten und mit dem Verstand abzuwägen vermag, sagte Glebow, daß der Widerstand der Deutschen geschwächt war.

„Noch ein entscheidender Schlag, und sie trollen sich!"

Glebow starrte dorthin, wo er seinen Kommandeur im Luftkampf wußte. Hauptmann Kusmin ließ seine Maschine mitunter fallen und bog dann wieder aus dem Feuerbereich des Gegners ab. Plötzlich bemerkte Glebow, wie sich eine weitere feindliche Maschine aus dem gegnerischen Pulk löste, um Kusmin zu bedrängen.

„Du darfst nicht zuerst da sein!" rief Glebow laut, riß seine Maschine entschlossen herum und raste auf die Kämpfenden zu. Er setzte zum Sturzflug an, erhöhte die Geschwindigkeit. Der Deutsche, der nun neben ihm flog, mußte den Kampf aufnehmen. Andrej näherte sich ihm von der linken Tragfläche her. Sekundenlang flimmerten ihm die verhaßten Balkenkreuze vor den Augen. Mit allen Fibern war er mit der Maschine verwachsen, seinen Handbewegungen gehorsam folgend, schien sie ihn von selber zu unterstützen. Die von Andrej abgegebene Bordkanonensalve traf den Heckteil der Messerschmitt. In diesem Moment bemerkte der Pilot, daß Kusmins linke Tragfläche in Flammen stand...

Ein schwerer Seufzer entrang sich Andrejs Brust; nun konnte er dem Kommandeur nicht mehr helfen. Vor Schmerz und Haß mit den Zähnen knirschend, beschloß er, „seinem" Gegner auf jeden Fall den Garaus zu machen. Aber dieser wich aus, wollte Zeit gewinnen, offenbar in der Erwartung des Absturzes des sowjetischen Kommandeurs, um sich dann gemeinsam mit seinem Kumpan auf Glebow zu stürzen. Kusmins Maschine brannte. Die beiden Messerschmitts belauerten ihr noch lebendes, aber bereits dem Tode geweihtes Opfer wie Aasgeier. Kusmin schlug sich noch immer tapfer und wehrte die Attacken seines Gegners in der bisherigen Höhenlage ab. Für einen Herzschlag lang glimmte in Glebow freudige Hoffnung auf...

Doch plötzlich flimmerte ihm alles vor den Augen. Andrej konnte nicht sogleich begreifen, was da vorging... Dann aber sah er, daß Kusmin den Gegner gerammt und das Heck abgerissen hatte. Beide Maschinen trudelten nun rasch in die Tiefe...

„Er hat sein Leben teuer verkauft!" dachte Andrej. Aber noch konnte er nicht glauben, daß der stets so ruhige und selbstsichere Hauptmann Kusmin nicht mehr am Leben war...

Dieser Zweikampf entschied den Ausgang des Gefechts. Die Faschisten verzichteten auf weitere Kämpfe. Einige Sekunden herrschte noch Wirrwarr unter den in verschiedenen Richtungen ausgeschwärmten sowjetischen Fliegern. „Ich übernehme das Kommando über die Staffel. Glebow!", kam dann deutlich und streng über Funk die Stimme des Kommandeurs der dritten Kette. ▶

„Unterleutnant Schewzow, in die zweite Kette einreihen!“

Die erste Kette existierte nicht mehr, wurde sich Glebow mit einem schneidenden Schmerzgefühl bewußt.

Und er gab wieder einen Befehl durch:

„Kurs nehmen auf Flugplatz!“

Glebow verglich auf der Karte den Standort. Noch waren sie tief im Hinterland des Feindes. Ein Blick auf die Benzinuhr genügte, und Glebow begriff, daß der Treibstoffvorrat nicht ausreichen würde, um bis zur Basis zu gelangen.

Die sowjetische Staffel, die den Kampf mit den Deutschen hatte aufnehmen müssen, hatte sich weit über die vorgesehene Zeit hinaus im Luftraum aufgehalten und war am Ende ihrer Marschvorräte.

Eine Nachfrage beim Kommandeur der zweiten Kette bewies Glebow, daß auch dort die Lage nicht anders war.

„Ich glaube, wir müssen abspringen“, schlug Omarow vor. „Wir können den Wald gut passieren.“

Abspringen, erwog Glebow den Einfall seines Freundes, das heißt, sieben Maschinen aufgeben, die eben erst einen anstrengenden Luftkampf überstanden und einen Kampf auf Tod und Leben ausgehalten hatten. Und was sollte aus den Menschen werden? Schließlich mußten sie über dem Wald abspringen, und selbst wenn die Landung glatt vonstatten ginge, wäre es noch fraglich, ob sie sich alle durchschlagen würden. Man könnte freilich den Wald überfliegen und in der Nähe eines Dorfes abspringen, aber dann gab es kein Entkommen vor dem Feind. Also sollte man die Flugzeuge den Faschisten überlassen und sich gefangen geben? Niemals! In Andrej sträubte sich alles gegen einen solchen Gedanken.

„Genosse Kommandeur, der Treibstoff geht aus!“ vernahm er plötzlich in seinem Kopfhörer die erregte Stimme Sudakows. „Wir schaffen es nicht mehr bis heim!“

Wir schaffen es nicht mehr bis heim! hämmerte es in Glebows Schläfen. Selbst wenn wir in großer Höhe fliegen und im spitzen Winkel die Frontlinie im Gleitflug übersegeln würden, kämen wir nicht aus.

Die Lage war offenbar aussichtslos. Glebow starrte wieder auf die Karte. Bis fern im Osten zog sich das vom Feind besetzte Gebiet hin. Und die Benzinuhr zeigte die letzten Striche über Null an ...

„Na, da müssen wir eben aussteigen ...“ dachte Andrej. Er sah keinen anderen Ausweg, und zum Überlegen blieb keine Zeit mehr. Er stellte sich vor, wie er die Maschine von sich stoßen würde, nachdem er das Steuer zur Seite geschleudert hat ... Du bringst es fertig! murmelte Andrej, wütend über sich selbst, und umklammerte den Steuerknüppel noch fester ... Nein, er würde seine Maschine nicht im Stich lassen, diesen erprobten, gehorsamen Vogel! Er mußte Flugzeuge und Menschen retten. Aber wie?

Zum letzten Mal sah Andrej ratsuchend und mit leiser Hoffnung auf seine Karte. Da war also der Wald, den sie jetzt überflogen, dann weiter das Dorf, von Feldern umgeben, und weiter südlich die Straße zum Wald. Alles das kannten sie ... Plötzlich entdeckte er eine kleine Zielmarke am südlichen Zipfel des Waldes. Wie ein elektrischer Schlag traf es Andrej: Das war der Ausweg! Wieder sah er den Geschwaderkommandeur vor sich, der mit gelassener Stimme gesagt hatte: „... laut Angaben der Luftaufklärung befindet sich im Planquadrat Nr. 17/21 ein provisorisches Feldtanklager des Gegners.“ Benzin! Ganz in der Nähe gab es also Benzin, viel Benzin! Eilig schaltete Andrej den Funk ein, um den Geschwaderkommandeur um Genehmigung zur Ausführung seines kühnen Planes zu bitten, zog aber gleich die Hand zurück: Man würde ihn anpeilen. Da fraß sich der aus der Not geborene Einfall noch mehr fest in seinem Hirn. Schon fest entschlossen, beschloß er, ihn in die Tat umzusetzen.

„Alles hört auf mein Kommando!“ rief er laut und tatkräftig ins Kehlkopfmikrophon. „Wir biegen nach Süden ab. Achtung! Zur Landung übergehen!“

Im Tiefflug glitten die Maschinen über den Wald hin und berührten fast die Baumwipfel mit den Tragflächen. Plötzlich bot sich ihren Blicken mitten im Wald eine Lichtung, auf der hochgestapelte Benzinfässer standen. An zwei Maschinen, die auf einer weiter abseits gelegenen Piste startklar gemacht wurden, hantierten etliche Leute herum. In der ersten Verwirrung beschossen sie die aus der Luft herabstoßenden sowjetischen Flugzeuge.

„Alles Feuer auf die Flugzeuge und das Bodenpersonal!“ befahl Glebow. „Vorsicht! Die Fässer müssen erhalten bleiben!“

Schon feuerten die Bordgeschütze los, MGs bellten. Die beiden deutschen Maschinen gingen in Flammen auf, daneben fielen vier Faschisten, am Waldrand noch mehrere, während sich die übrigen in den Wald flüchteten.

„Die zweite Kette bleibt in der Luft!“ kam der Befehl. „Die übrigen tanken der Reihe nach. Omarow übernimmt das Kommando.“

Eine Maschine nach der anderen landete auf dem Platz und rollte auf die Treibstoffbehälter zu. Während drei Piloten tankten, wachte der Kommandeur der Kette, der in seiner Kanzel geblieben war. Als er einen aus dem Wald heranschleichenden Faschisten sah, beschoß er ihn mit einer MG-Garbe. Auch aus der Luft schossen die Kameraden ununterbrochen.

Die kurzen Minuten, die die Kameraden zum Tanken brauchten, erschienen Glebow endlos.

„Schneller, noch schneller! Wie kann man denn so lange herumgammeln!“ schrie er ungeduldig, ohne zu bemerken, daß ihn sowieso keiner hören konnte. Er behielt die Hände auf dem MG-Auslöser und bestrich den ferner gelegenen Teil der Lichtung. Nicht ein Faschist konnte diesen Kugelvorhang passieren. Doch der Zeiger seiner Benzinuhr wies auf Null ...

„Ob der Motor wirklich gleich verstummt?“ fragte sich Andrej verzweifelt. „Dann ist es aus. Die Maschine plumpst wie ein Stein hinunter und ...“

Erst jetzt verspürte er eine starre Erregung. Flehenden Blickes starrte er auf die Benzinuhr und bettelte in Gedanken: „Nur noch einen Moment!“ Und sein Herz krampfte sich zusammen in einem schlimmen Vorgefühl . . .

Die vier Maschinen mit Omarow an der Spitze rollten über den Boden und schossen, bis sie sich in die Lüfte erhoben. Nach wenigen Sekunden schon zapften die Kameraden aus der zweiten Kette Nachschub für ihre bereits ausgelaufenen Motoren ab, beschützt von ihren Genossen . . .

Glebow atmete auf, als das kostbare Naß in seinen Tank sprudelte. Rasch und leicht wieder aufgestiegen, vereinigten sie sich mit den übrigen Maschinen der Staffel. Mit einigen Feuerstößen aus den Bordgeschützen setzten die sowjetischen Piloten die Benzinreservoire in Brand, dann bestrichen sie noch „zum Abschied“ den Wald mit MG-Feuer und flogen davon. Im Nu war der verhaßte Platz in dichte, beißende Rauchschwaden gehüllt, helle Stichflammen züngelten daraus empor, und das Feuer griff auf den Wald über. Eilig stiegen die sowjetischen Flugzeuge höher.

Glebow schaute auf die Uhr. Die ganze Operation hatte nur vierzehn Minuten beansprucht. „Kurs auf Standortbasis!“ befahl er. Aber auch ohne den Befehl des Kommandeurs folgten ihm die Maschinen in strenger Ordnung. Die Motoren arbeiteten einwandfrei.

Genußvoll lauschte Andrej dem rhythmischen Motorengedröhn, als sei es wunderbare Musik. Es schien ihm, als arbeite sein Motor jetzt besonders klangvoll und rasch, als freue er sich mit dem Piloten des errungenen Sieges. Sie flogen über den Wolken. Die Erde war gleichsam in einen flaumigen schneeweißen Teppich gehüllt, über den Köpfen der Piloten aber strahlte das Blau des Himmels.

„Und höher, und höher und höher . . .“ sang Andrej plötzlich, ohne es selbst zu bemerken. „Und schneller, schneller, noch schneller“ sang er weiter, als er die Geschwindigkeit erhöhte. Nur möglichst schnell fort von hier, ehe sich die Faschisten besinnen! So hoch fliegen sie eigentlich nicht gern, aber dennoch . . .

„Genosse Kommandeur!“ vernahm Andrej Omarows aufgeregte Stimme.

„Andrej, ich gratuliere!“

„Danke, Freund! Hast uns sehr geholfen! Stell dir vor, wie sich die Unseren wundern werden, wenn wir ankommen!“

„Na, und wie!“ pflichtete Omarow erfreut bei. Andrej stellte sich vor, mit welcher Ungeduld man auf dem Heimatflugplatz ihre Rückkehr erwartete.

Nun kann man schon behaupten, daß sie uns erwarten dürfen, dachte er, während er das Funkgerät einschaltete.

„Jawa! Jawa! Hier Pikowy . . .“

„Hier Jawa, bitte melden!“ vernahm er die traute Stimme des Flugplatzfunkers.

„Kehren zurück zur Basis.“

Andrej lehnte sich in seinem Pilotensitz zurück. Rechts neben sich, etwas weiter hinten, sah er die Maschine des Unterleutnants Sudakow fliegen.

„Na, Sudakow, schaffen wir's jetzt bis heim?“ sagte Andrej in das Kehlkopfmikrophon. „Was meinen Sie?“

„Wir schaffen es, Genosse Kommandeur! Nun schaffen wir's bis heim!“

Illustrationen: Rudolf Grapentin





◀ Langeweile während der Bahnfahrt? Dagegen haben die Genossen Soldat Kalix, Unterfeldwebel Loch und Feldwebel Berger (v. l.) eine gute Medizin.

GRAND HAND auf Schienen

Bei den Panzersoldaten im Eisenbahnwaggon saßen auch unsere Reporter E. Gebauer (Fotos) und R. Dressel (Text)

Feldwebel Dieter Berger, Panzerzugführer in der Kompanie Kießling, soll bald Vater werden. Der ärztlich vorausgesagte Termin der Geburt rückt näher. Ausgerechnet ein Sonntag, zufällig der Geburtstag von Ingrid, seiner Ehefrau. Einen Jungen wünschen sie sich, Detlef soll er heißen. Ein Doppelgeburtstag, wenn's klappt. Ein Grund zum Feiern! Der Feldwebel wird unruhig. Ingrid versucht ihn jeden Abend zu besänftigen: „Du tust ja gerade so, als würdest du das Kind kriegen."

Doch mitten hinein in die Vorfreude platzt eines Morgens ein Melder: Gefechtsalarm! Ausrücken zur Truppenübung! Statt zu feiern, sitzt Feldwebel Berger ausgerechnet an diesem bewußten Februar-Sonntag in einem nüchtern aussehenden Waggon und rollt mit seiner Einheit ins Übungsgebiet.

Gelangweilt hockt er auf dem Pritschenrand und schaut sich im Waggon um. Ihn umgibt das für einen Militärtransport übliche Bild. Waffen und Kartentaschen hängen an den Wänden. In den Ecken liegen Gepäckstücke. Auf den quergelegten Überwurfhaken gestützt, schauen einige Soldaten hinaus in die kahle, noch immer schneelose Winterlandschaft. Andere scharen sich um den Kanonenofen und erzählen sich einen Schlag. Auf den Holzpritschen liegen die Panzerfahrer und Kommandanten. Von draußen dringt mit dem kalten Fahrtwind das gleichmäßige Rattern der Räder herein.

Feldwebel Berger möchte auch schlafen. Er hätte es nötig, einige Plätze sind noch frei. Aber er kann nicht schlafen. Seine Gedanken weilen bei Ingrid. Ob es schon so weit ist? Wird die Geburt gut verlaufen? Junge oder Mädchen?



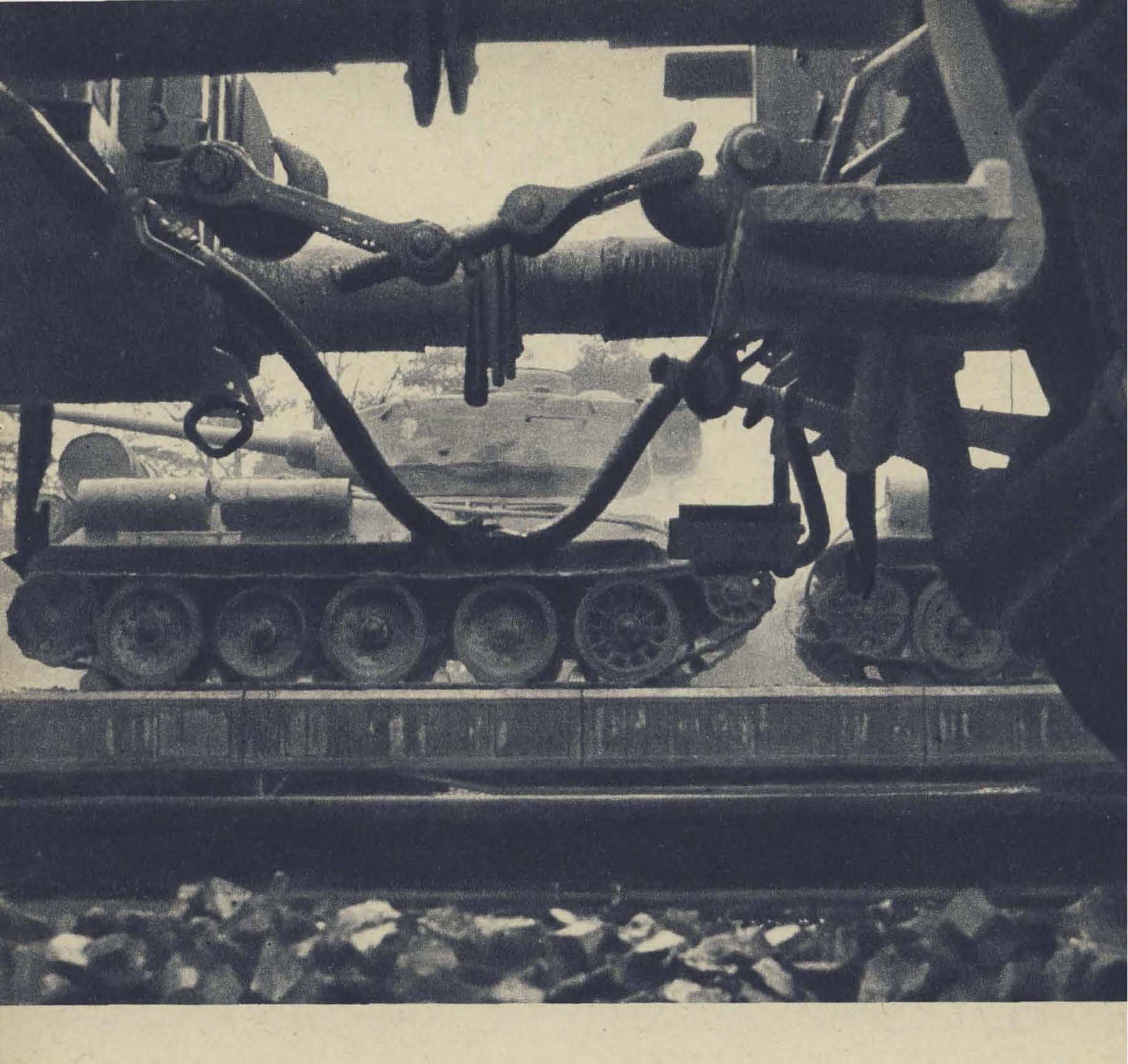
Eine Wohltat, wenn man nach vielen arbeitsreichen Stunden die Stiefel wieder einmal ausziehen kann.

Wärmehalt auf halber Strecke. Eine willkommene Rast für Soldaten und Technik. Auf dem Nachbargleis steht ein anderer Transport, sicher hat er das gleiche Ziel.



Wann wird er es erfahren? Ein Trost wenigstens, daß seine Schwägerin im Hause ist, die sich um Ingrid kümmert.
Er könnte verzweifeln, wenn er an die langweiligen Fahrtstunden denkt, die vor ihm liegen. Nichts gibt es zu tun. Man müßte sich ablenken.
„Hat jemand ein ‚Bilderbuch' hier?" fragt er in den Waggon. Niemand antwortet. Nur Soldat Kalix, der stets froh aufgelegte Kompanieschreiber, beginnt in seiner Aktentasche zu kramen. „Hier, Genosse Feldwebel!" meldet er sich und hält ein abgegriffenes Kartenspiel hoch.
Als dritter Mann gesellt sich Unterfeldwebel Loch hinzu, der auch nicht schlafen kann. Kisten und Essenbehälter werden zu Sitzgelegenheiten, eine leere Wasserkanne zum Skattisch, und los geht's: achtzehn, zwanzig...
„Dreißig, dreiunddreißig, vierzig", reizt Feldwebel Berger wenig später. Sein Blatt ist gut. Unterfeldwebel Loch kann nicht mithalten. Da klopft ein „Kiebitz" dem Feldwebel auf die Schulter, Soldat Pischke, ein trockener Berliner: „Übernehmen Sie sich man nich', Jenosse Feldwebel. Lernen 'se erst Schwarzer Peter. Ick jebe Nachhilfestunden, Oma spielt ooch mit."
„Laß' ihn doch alleine spielen", fährt ihm Soldat Kalix in die Parade, fügt dann aber verschmitzt lächelnd hinzu: „Als werdender Vater wird er genug Jungens haben, Zwillinge oder gar Drillinge."

Dank euch, ihr Eisenbahner. Beide sind Zugführer, doch mit einem Unterschied: Kollege Hase führt auf seinem Zug mehrere Panzerzüge...



Sogar beim Skat wird man an den werdenden Vater erinnert, durchfährt es Feldwebel Berger, und er schiebt den Skat unbesehen unter den Oberschenkel.

„Klar wird's ein Junge! Jungens stechen auch. Grand Hand!"

Der Feldwebel kassiert fast jeden Stich. Seine Jungens gewinnen. Loch und Kalix kommen gerade aus dem Schneider. Wenn's nun kein Stammhalter wird ...

Mittag ist schon vorbei, als der Zug hält. Der geplante Wärmehalt. Wegen der Kälte werden die Panzermotoren wieder auf die nötige Betriebstemperatur gebracht. Bald quillen aus allen Panzern dicke, blaue Rauchwolken und verbreiten ätzenden Dieselgestank.

Als Feldwebel Berger seine Fahrer kontrollieren will, kommt ihm ein älterer Eisenbahner entgegen. Kollege Hase, der Zugführer des Transportes, überprüft die Bremsen.

„Na, Jungens, beeilt euch nachher beim Entladen. Wir möchten bald Feierabend haben, wir fahren für euch extra 'ne Sonntagsschicht."

Berger will auf das schnelle Beladen heute früh anspielen, doch der Eisenbahner winkt ab: „Stimmt, aber bei Militärtransporten haben wir unsere eigenen Erfahrungen. Wie die Soldaten arbeiten, das hängt von den Vorgesetzten ab. Bei manchen dauert's ewig, ehe die Waggons leer sind. Bei euch hoffentlich nicht."

„Wir werden's schon machen", beruhigt der Feldwebel den Eisenbahner, doch der ist schon am nächsten Waggon.

Als der Zug am späten Nachmittag den Zielbahnhof erreicht, ist Feldwebel Berger froh, nun endlich wieder eine handfeste Arbeit zu haben. Der Eisenbahner soll sehen, daß seine Soldaten gut arbeiten. Nichts bleibt im Mannschaftswaggon liegen. Zügig rollen die Panzer von den Waggons, fahren vorsichtig auf die schmale Kopframpe auf und ordnen sich in das Marschband ein.

Nach knapp einer Stunde steht die Kolonne abfahrbereit. Noch heute Abend bezieht die Kompanie den Bereitstellungsraum. ▶

An den nun folgenden Übungstagen befindet sich die Kompanie fast ständig auf Achse. Sie bezieht Bereitstellungsräume, fährt Angriffe, wehrt Gegenangriffe ab, macht steckengebliebene Panzer wieder flott und überwindet kämpfend ein Wasserhindernis. Schlaf ist Glückssache.

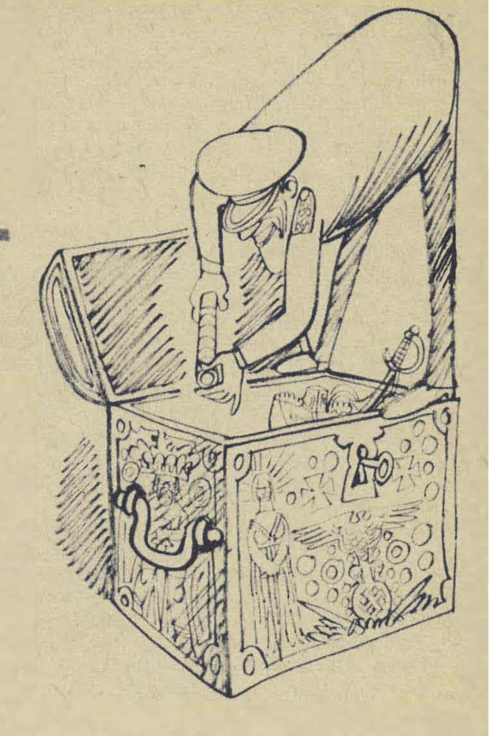
Manchen Fahrer übermannt die Müdigkeit. Auch Unteroffizier Schulze, den Fahrer des Panzers von Feldwebel Berger, erwischt es. Kurzerhand setzt sich der Zugführer selbst hinter die Lenkknüppel.

Ingrid? Ob er schon Vater ist? Jeden Tag, in jeder Gefechtspause muß Feldwebel Berger daran denken. Auch an diesem Abend hofft er, etwas von ihr zu erfahren, als er zum Kompaniechef gerufen wird. Aber vergeblich, es ist wieder nur die tägliche Befehlsausgabe. Es ist eben gar nicht so einfach, werdender Vater zu sein ...



Nur wenige Zentimeter liegen zwischen Bordkante und Panzerkette. Obwohl zügig entladen werden soll, ist für den Fahrer Präzision Trumpf.

NOCH HINTER GLAS EIN MARSCHALLSTAB



Bundeswehr und angewandte Tradition

VON KARL KULTZSCHER

Mein Gegenüber im Zugabteil bemühte sich schon seit einer halben Stunde, mit lässiger Vornehmheit um sich zu werfen. Fast entschuldigend nahm ich meinen Koffer, um in solch unbedeutender Stadt wie Rastatt in Baden auszusteigen. Sollte dieser blasierte Graf Koks doch zur Hölle fahren oder ins Spielkasino nach Baden-Baden. Mir war es gleich, und der Unterschied zwischen beiden Örtlichkeiten ist ja wohl auch nicht sehr groß. Außerdem werde ich knapp 30 Minuten später einen echten lebendigen Baron sehen. Aber das wußte ich beim Aussteigen noch nicht, sonst hätte ich leichthin meinem Reisegefährten zugemurmelt: „Bedaure unendlich, mein Bester, aber muß hier aussteigen, Karl-Hermann Freiherr Brand zu Neidstein, Urenkel des Chefs des bayrischen Generalstabes, erwartet mich. Morjen!"

Nun ist die Tatsache, daß Baron von Brand der Urenkel des bayrischen Generals ist, keine tagesfüllende Beschäftigung und ernährt keine Familie und so weiter. Daher hat der Baron einen echten Job und ist Oberstleutnant der Bundeswehr. Bis zum Ende des Jahres 1963 war er Lehrer für Militär- und Kriegsgeschichte an der Heeresoffiziersschule München und erhielt danach seine Berufung nach Rastatt/Baden, um im dortigen Schloß das zentrale Armeemuseum der Bundeswehr aufzubauen. Das ist nun gut zwei Jahre her, und der Herr Oberstleutnant wird es der „Armee-Rundschau" nicht verübeln, wenn wir uns jetzt ein wenig in seinem Befehlsbereich umsehen.

Ohne auf politische Tendenzen anspielen zu wollen: Der gesamte rechte Flügel mit 43 Räumen dient dem „Militärhistorischen Museum", wie man an der Eingangstür lesen kann. In den Gängen zur Rückseite des Schlosses wird gebaut und renoviert, denn die Sammlung platzt aus den Nähten. Viele Waffen und Geräte kampieren noch im Freien, bis auch die restlichen Säle des Schlosses zur Verfügung stehen. Sehr zum Ärger des Herrn Barons hat im Mitteltrakt das französische Obergericht für Rückerstattungsverfahren seinen Amtssitz. Das ist eine Behörde, die noch heute Wiedergutmachungsverfahren über verübte Raubzüge der Hitlerwehrmacht zu führen hat. Zuvor war der große Saal des Schlosses Tagungsort der von der französischen Militärregierung angesetzten Kriegsverbrecherprozesse. Ein idealer Ort also, um der Bundeswehr als Heimstatt zu fördernder militärischer Tradition zu dienen.

Mit dieser Tradition hat es seine Bewandtnis. Schon im Oktober 1959 wandte sich Heusinger, damals Generalinspekteur der Bundeswehr, mit einem Schriftstück an alle Kommandeure bis zur Bataillonsebene und versuchte zu regeln, was bis dato ein Mischmasch von Befehlen und Verordnungen der sogenannten „Inneren Führung" nicht geschafft hatte, nämlich der Bundeswehr ein Image, ein Leitbild, zu geben. Vermutlich geschah dies aus der Einsicht heraus, daß man nicht nur gegen etwas sein kann, z. B. gegen den bösen Kommunismus, sondern auch für eine Sache eintreten muß. Daher ordnete Heusinger im Teil A, Abs. 13 die Erkenntnis an, daß ohne den politisch bewußten Soldaten die Truppe der totalitären Agitation auf die Dauer ungenügend gerüstet gegenübersteht. Da Weltanschauungen im Gegensatz zu Preissteigerungen in Westdeutschland ziemlich rar sind, erhob sich die Frage: Woher nehmen und nicht stehlen? Daher blieb man beim bewährten Muster

des von Gefahren bedrohten Vaterlandes, für das zu sterben süß und ehrenvoll ist. So ganz allgemein. Daß dieses Vaterland von reichlich 300 Millionären beherrscht wird, daß Revanchisten ihre Machtgelüste an den Mann bringen möchten, davon ist natürlich nicht die Rede. Weder früher noch heute.

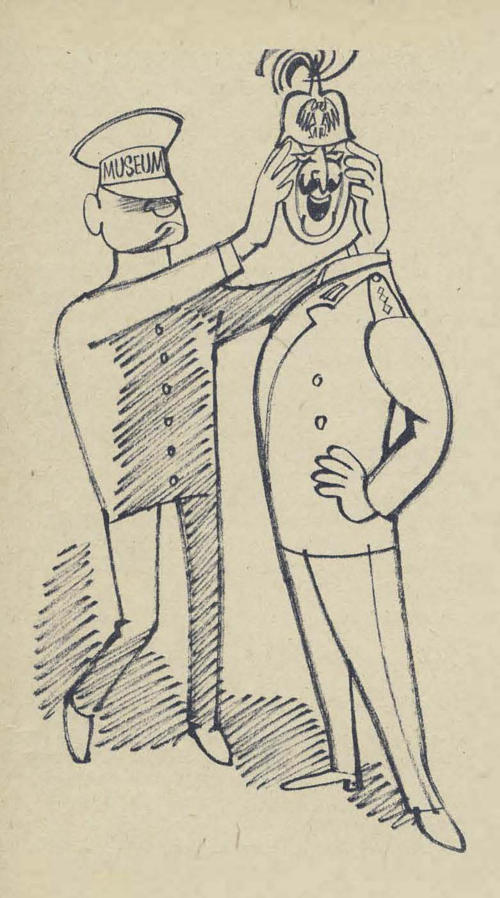
Was Heusinger 1959 einfädelte, unterschrieb Kriegsminister von Hassel 1965. „Die Pflege kameradschaftlicher Beziehungen ist", so heißt es im nunmehr offiziellen 30-Punkte-Traditionserlaß, „erwünscht... Sie soll niemanden ausschließen, weder örtliche Kameradschafts- und Traditionsverbände der ehemaligen Wehrmacht noch einzelne ehemalige Soldaten."
Und so pflegt denn frisch und frei Oberstleutnant Freiherr von Brand den Marschallstab des einstigen Generalfeldmarschalls von Rundstedt. Schön hinter Glas auf Samt gebettet, ruht dieses Zeichen der militärischen Würde eines Nazihelden mit allem Drum und Dran. Golden funkeln die Hakenkreuze, und die Diamanten blitzen. Man sieht ihnen gar nicht an, daß sie aus Amsterdam auf Befehl Hitlers „requiriert" wurden. Dieser Stab ist von Brands kostbarstes Stück, weil es in Deutschland nur noch dieses eine Exemplar eines Feldmarschallstabes aus der Nazizeit gibt.

Die zweitbeste Trophäe ist eine etwas verschossene – farblich verschossene – Fahne. Eine rote Fahne! Diese hat nicht etwa ein Tourist vom Eingang des Berliner Operncafés erbeutet und feierlich nach hier gebracht, nein, es handelt sich um die einzige eroberte Fahne, die das kaiserliche Expeditionskorps beim Boxeraufstand zu fassen bekam und die heute die Tradition der Bundeswehr mitbeleben hilft. Man erinnert sich: Kaiser Wilhelm II. hielt damals seine berühmte Hunnen-Rede, ehe die Legion Waldersee abdampfte.

Das ist von ziemlich scharfmacherischer Tendenz, was heute in Rastatt der Traditionserinnerung dient. Die Boxer – ein chinesischer Bund, der gegen fremde Unterdrücker des Landes kämpfte – boten den Anlaß, ein Manöver mit scharfen Waffen auf ausländischem Territorium abzuziehen. Im Sommer 1900 rüstete Wilhelm der II. ein sogenanntes Expeditionskorps aus, ernannte seinen früheren Erzieher, den Grafen Waldersee, zum Weltmarschall (!) und hielt die bereits erwähnte Hunnen-Rede. Davon ist jedoch im Museum nichts zu lesen. Kein Wort von dem, was damals die Welt empörte und dem deutschen Militarismus den Beinamen „die Hunnen" einbrachte. Holen wir es nach und hören uns diese Worte an: „Ihr wißt, ihr sollt fechten gegen einen verschlagenen, gut bewaffneten, grausamen Feind. Kommt ihr an ihn, so wird derselbe geschlagen! Pardon wird nicht gegeben! Gefangene werden nicht gemacht! Wer euch in die Hände fällt, sei euch verfallen! Wie vor tausend Jahren die Hunnen unter ihrem König Etzel sich einen Namen gemacht, der sie noch jetzt in Überlieferungen und Märchen gewaltig erscheinen läßt, so möge der Name Deutscher in China auf tausend Jahre durch euch in einer Weise betätigt werden, daß niemals wieder ein Chinese es wagt, einen Deutschen auch nur scheel anzusehen."

Spezialität des Hauses: Raubkriege werden in Verteidigungskriege umgewandelt

Marschall Waldersee, mit diesen Gefechtsrichtlinien ausgerüstet, sowie einem Marschallstab, einem Salonwagen mit 200 Flaschen Sekt, 50 Flaschen Punsch und 2 Leibgendarmen (Waldersee „Erinnerungen") setzt sich nach China ab, kommt jedoch zu spät, um noch Geschichte zu machen. Wie wir sehen, konnte er wenigstens eine Fahne mitbringen.
Von eben diesem Kaiser stammt auch eine Montur mit Orden, die einer Schneiderpuppe übergestreift wurde. Etwaige Zweifel an der Echtheit von Kaisers Originalrock begegnet der Führer (Museumsführer) mit dem Hinweis auf den verkürzten linken Ärmel. Ansonsten hat der Herr Baron alles ganz gut im Schuß. Unmengen von Zinnsoldaten des deutschen Heeres siegen bei Sedan über den Erbfeind, dessen Nachfahren dem Museum ja noch den Platz wegnehmen. Die vollständige Ordenssammlung Deutschlands reicht bis zum Ritterkreuz mit Eichenlaub und Schwertern. Das riesengroße Hakenkreuz auf dem Deutschen Kreuz in Gold – sprich Spiegelei – kündet von der Tradition der Bundeswehr.
Im Raum 40 wird Ludendorff, der frühe Mit-



Zeichnungen: Harald Kretzschmar



Helfen die Tradition der Bundeswehr mitbeleben: Deutschlands Kolonialtruppen, denen mehrere Räume gewidmet sind

kämpfer des Gefreiten Hitler und General des Kaiserreiches, der eine spezielle Sorte des Judenvernichtens pflegte, angehimmelt, damit der militante Antisemitismus nicht zu kurz kommt. Eine Gedenktafel für die Toten des ersten Weltkrieges belehrt die Besucher, daß 1914 Deutschland überfallen wurde und sich gegen seine Feinde wehren mußte. Eine Glanzleistung für einen Lehrer der Militärgeschichte!

Außer solcher Art Fälschung gibt es einiges, das es überhaupt nicht gibt. Die Geschichte der badisch-pfälzischen Revolutionsarmee 1849 fehlt. Einige schüchterne Hinweise mittels vergilbter Papiere deuten darauf hin, daß zu dieser Zeit Truppenteile des hochverehrten Großherzogs demselben den angestammten Gehorsam versagten und daß demzufolge so etwa 100 000 Preußen ins Ländchen kamen, um die geheiligte Ordnung wiederherzustellen. Aus. Schluß, Feierabend.

Tatsächlich aber kämpfte hier die erste deutsche Revolutionsarmee auf Seiten des Volkes. Das Fürstenheer schlug um in ein Volksheer. Diese Armee umfaßte 20 000 Mann; Tausende, die sich mit Säbeln und Sensen bewaffnet hatten, nicht gerechnet. Am 23. Juli 1849 unterlagen die letzten 6000 Soldaten des Volkes, eingeschlossen in der Festung Rastatt, der Übermacht preußischer Belagerer. Standgerichte und Exekutionskommandos traten ihre Schreckensherrschaft an.

Über jene Geschehnisse aber schweigt man sich heute in Rastatt geflissentlich aus.

Noch im Aufbau befindlich zu sein, scheint dagegen die Abteilung Zweiter Weltkrieg.

Offenbar ist dafür der linke Flügel des Schlosses vorgesehen. Damit aber die Taten von Oradour und Lidice nicht ungerühmt bleiben, hilft hier der Rastatter Verleger Erich Pabel aus. Seine Kolportagefabrik am Stadtrand speit wöchentlich die Reihen „Der Landser" und „Ritterkreuzträger erzählen" auf den Markt. Groschen für Groschen ist dem Herrn Pabel ein klotziger Neubau erwachsen. Ein Denkmal freien Unternehmertums.

Der Eintritt in das Museum war übrigens auch frei. Am Ausgang warben Plakate anderer Museen des In- und Auslands. Eines kam mir sehr bekannt vor. „Besucht das Märkische Museum in Berlin!" hieß es da. Ich habe der Aufforderung sofort Folge geleistet und war dann wieder in der Hauptstadt eines Staates, in dem das Scharnhorst-Wort gilt: Tradition heißt, an der Spitze des Fortschritts marschieren!



Storkow ist ein Städtchen in der Mark – im Winter mit 3500, im Sommer mit 5000 Bewohnern, im Herbst (wie es scheint) mit der doppelten Zahl Fahrräder und im Frühling mit einem Storch als Wappentier. Ob sich unter seinen Flügeln nicht doch manches Interessante und Wichtige verbirgt? Oder war das ein naiver Glaube an einen Klapperstorch? Immerhin hatten wir Storkow den Rang der Garnisonsstadt mit dem geringsten Rang zuerkannt.

Ein Erzieher, der von Kyritz an der Knatter nach Storkow gezogen ist, fand: „Hier ist nichts los!" Und wenn du stadteinwärts knatterst, hast du in der Tat nichts zu lachen. Erst am Markt, aber nicht, weil du dich im „Volkshaus" wie zu Hause fühlst. Vielmehr lehnen sieben oder acht Fahrräder genau dort an einer Mauer, wo ein Schild prangt: „Abstellen von Fahrrädern an dieser Wand verboten". An der Wand einer alten Ritterburg überrascht dich wenig später eine Urkunde, noch nicht vergilbt, sondern erst vier Wochen alt und gewidmet „Dem Sieger im Wettbewerb um saubere Städte und schmucke Dörfer im Oderbezirk". Es hatte nämlich bis zur letzten Maienzeit eine Rathausruine wie eine Warze das ohnehin nicht attraktive Antlitz der Stadt verunziert. Die Pioniere der erfolgten Schönheitskur aber waren Pioniere unserer Armee.

Auch unter der Oberfläche ist noch einiges zu kurieren. Es gab bisher weder fließendes Wasser noch Abfluß der Abwässer aus den Häusern. Ein großer, sonniger See kann eben selbst dann seine Schattenseiten haben, wenn die Sonne im Zenit steht – weil er nämlich bei einer niedrig gelegenen Stadt den Grundwasserstand noch erhöht. In Storkow sind für die Entwässerung deshalb mehrere Pumpstationen notwendig – macht summa summarum 7,5 Millionen Mark.

Und auch die leuchtendsten Erfolge der neuen Zeit haben ihre Schattenseiten. Jeder Lehrer ist in Storkow ein Sportlehrer – weil die Schule auf vier Gebäude verstreut ist. Trotz eines Neubaus übrigens. Denn die zehnklassigen Schulen erfordern eben mehr Gebäude.

Aber der Bürgermeister braucht keinen ähnlichen Weg wie sein Vorgänger vor 125 Jahren zu suchen. Als man diesen echten Stadtvater aus dem Amt geworfen hatte und nicht mal eine Arbeit als Schreiber gab, unternahm er verzweifelt ein Attentat auf den preußischen König. Heute aber liegen die ersten acht Kilometer der Wasserleitung bereits, und ein Schulerweiterungsbau ist im Gange.

A propos Hohenzollern! Als der Kommerzienrat von Höhne auf Hubertushöhe sein Jagdschloß einweihte, wurde dem prominentesten der geladenen Freunde ein neuer Bahnhof hingesetzt. Kleine Fische das – für einen deutschen Kaiser! Heute werden wieder auf Hubertushöhe die kleinen Fische groß geschrieben.

Vielleicht hast du noch gedacht: Fische essen – das will gelernt sein, aber Fische fangen? Aber dann guckst du klug wie eine Plötze, weil du erfährst, daß hier Facharbeiter für die Binnenfischerei ausgebildet werden. Sie können nach einigen Jahren Praxis Fischmeister werden und sind nach bestandenem Studium sogar „Staatlich geprüfter Fischwirt" und damit den Ingenieuren gleichgestellt. Bereits die Facharbeiter aber werden u. a. in Seen-, Fluß- und Teichkunde, in Fischereibiologie und Gerätekunde ausgebildet. Und schließlich bist du sogar platt wie eine Flunder darüber, daß man in Teichen bei Krankheiten Fischlein nach Fischlein beispielsweise mit Streptomyzin impfen kann und daß heute auch Fische mit Schlägen gefangen werden, mit elektrischen Schlägen nämlich, die Bleie wie Karpfen in eine vorübergehende Starre versetzen. Angesichts dieses wissenschaftlichen Fischzuges würdest du beim heiligen Neptun wetten, daß die Binnenfischer so hoch kommen, wie sie es sich vorgenommen haben, nämlich bis 1970 mit ihren Fängen auf das Doppelte.

Und dann bist du bei jenen Männern, bei denen die Frage: „Wie tief sind wir gekommen!" ein Schlüssel zum Erfolg ist. Seit 1960 ist in Storkow ein Teil des VEB Bohrlochmessung zu Haus. Bei allen Bohrungen zwischen Gransee und Zittau, die der geophysikalischen Erkundung dienen und oft in einige tausend Meter Tiefe führen, ist dieser Betrieb dabei. Sonden, an Meßkabeln in die Bohrlöcher gelassen, schikken Stromstöße rings ins unterirdische Gebirge. Läßt die Reaktion poröses Gestein erkennen, so heißt das: Erdöl *könnte* hier sein.

Sicherer kannst du mit den Ergebnissen eines anderen wissenschaftlichen Betriebes auftreten. Es ist eine „Bonbonfabrik", in der Schuhe produziert werden. „Bonbonfabrik" wurde das Werk in der Nazizeit genannt. Weil man darin Munition herstellte. Heute entdeckst du hier zu Tausenden Kinderschuhe, die du gleich einstecken möchtest, Damenschuhe, über deren Modelle sich auch die Schuhwerkerinnen streiten, vor allem aber Stiefel, Schnürschuhe und Arbeitsschuhe, die in 18 Länder exportiert werden. Die Sohlen sind nicht auf den Schuh genäht, sondern vulkanisiert worden. Der Kalander, eine Vorform des Gummis, wird unter der Hitzepresse zu Gummi und gleichzeitig auf den Schuh „geklebt". Das klingt so einfach, daß man fast fragt, warum die Storkower Raubritter noch nicht dieses Verfahren anwandten. Aber es beginnt in der Tat sich erst heute international durchzusetzen. Das Storkower Werk indes ist unser wissenschaftliches Zentrum für das Vulkanisieren bei Schuhen.

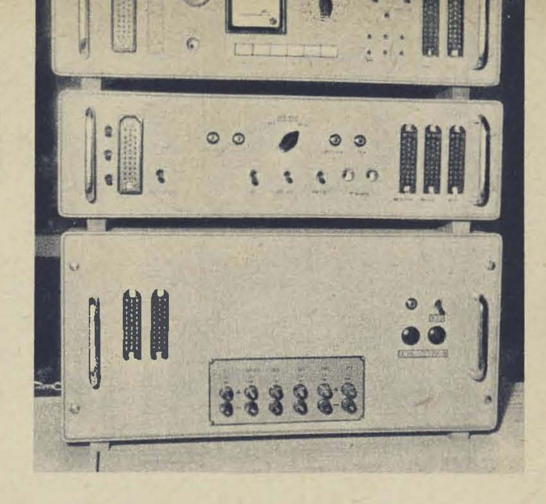
Vor deinem Abschied möchtest du noch auf den Storch anstoßen, mit einem Spezi oder Cherry aus der Storkower „Helios"-Brauerei. Aber gerade diese Marke führt das „Volkshaus" nicht, woraus du schließen kannst, daß die Stadt auch für das geistige Wohl in weitem Umkreis sorgt. Und so bist du ganz nüchtern bei der Erkenntnis: Es gibt bei uns wohl Städte, die weniger bekannt sind, aber keine ohne Rang und Namen. *-th*



Auch in Storkow große Fische

DDR UNSER VATERLAND

MILITÄRTECHNISCHE Umschau



Gerätesatz für Werkstattwagen

(MMM-Diplom)

Ein Kollektiv unter Leitung von Hauptmann (Ing.) Fleischmann entwickelte einen Gerätesatz, der günstigere Voraussetzungen bei Reparaturen, Abgleich- und Einstellarbeiten und Normwertüberprüfungen an der Nachrichtentechnik schafft. Zu diesem Gerätesatz gehören:

Ein Anschlußgerät für die zentrale Stromversorgung; ein Anschlußprüfgerät für UKW-Sender und -Empfänger; ein Anschlußprüfgerät für Steuerstufen; ein Ladegerät für gasdichte Sammler; ein Formierungsgerät für Scheibentrioden; ein Anschlußprüfgerät für FS-Maschinen; ein Leistungs- und Modulations-Gradmesser für UKW-Geräte großer Leistung; ein gleiches Gerät für UKW-Geräte kleiner Leistung; ein Rauschgenerator zum Messen der Grenzempfindlichkeit.

Telemetrieanlage für EKG

(MMM-Diplom)

Hauptmann Dr. Sobanski, Oberleutnant (Dipl.-Ing.) Schubert und Oberfeldwebel Mathews von der Offiziersschule „Ernst Thälmann" bauten diese Telemetrieanlage, die es gestattet, die Herzfrequenz mindestens 400 Meter weit drahtlos zu übertragen. Die Meßsonden werden am

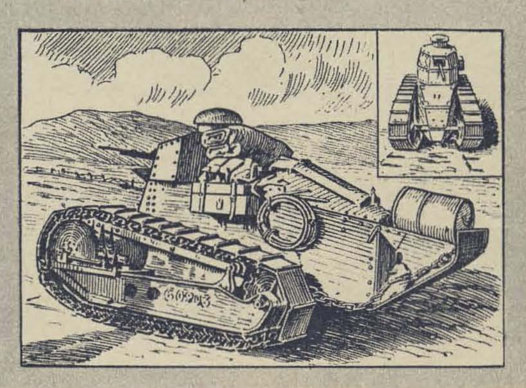


Sturmwagen 1918

War die einstige englische Tarnbezeichnung „Tank" für die Kampfwagen aller kriegsführenden Staaten im ersten Weltkrieg zum Namen geworden, so hatten sich die Franzosen für ihre leichten Renault-Panzer etwas Neues ausgedacht. Sie nannten dieses leichte gepanzerte Gefährt Sturmwagen. Dabei trafen sie durchaus den Nagel auf den Kopf, denn gegenüber ihren unförmigen, im Schneckentempo über das Gefechtsfeld kriechenden Systemen „Schneider" und „Saint Chamond" war der „Renault" wirklich ein Sturmwagen. Er war leicht, manövrierfähig und gut geländegängig. Es ist nicht uninteressant zu lesen, wie damals die Presse den neuen Panzertyp (als „Renault 17" bekannt) beurteilte. Die französische Zeitung „Illustration" schrieb:

„Der leichte Sturmwagen Renault ist ein gepanzertes, mit einem Maschinengewehr oder einer 37-mm-Kanone bewaffnetes Fahrzeug, das sich auf sehr ungünstigem Gelände, z. B. einem von Gräben und Granatenlöchern zerrissenen Schlachtfelde fortbewegen kann. Wie bei seinen gewichtigeren Vorgängern beruht auch bei ihm die Fortbewegung auf dem Raupensystem, d. h. sie wird durch zwei Raupen oder Ketten ohne Ende vermittelt, auf denen die Räder des Fahrzeugs laufen. Besetzt ist der Wagen von zwei Mann, dem vorn sitzenden Führer und dem Zieler, der in dem beweglichen Turm auf der Mitte des Gefährts sitzt oder steht. Zur Verminderung der Feuergefahr ist die Maschinenkammer mit Motor von dem übrigen Fahrzeug getrennt. Der Wagen kann sehr steile Hänge, unter Umständen mehr als 45° ansteigende, nehmen. Da der Turm um seine Achse drehbar ist, kann das Maschinengewehr oder die Kanone den ganzen Horizont beherrschen. Die Panzerung deckt Mannschaft und Maschinerie gegen Kugeln und Granaten. Die Gesamtlänge beträgt 6, die Breite 2 Meter."

Übrigens war dieser Panzer mit Abstand der beste des ersten Weltkrieges und bis weit in die zwanziger Jahre hinein in vielen Armeen im Dienst. **K. E.**

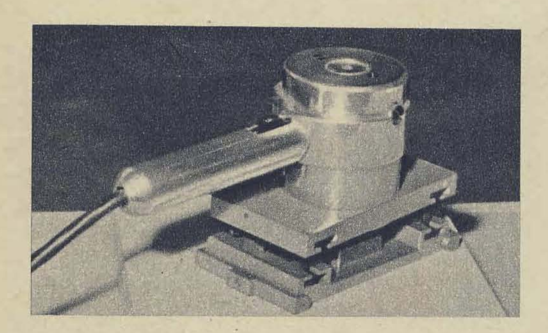


Körper der zu untersuchenden Person angeklebt und sind mit dem Sender verbunden. Dieser Sender ist volltransistorisiert und besitzt eine Masse von 350 g. Dadurch ist es möglich, die Herzfrequenz unter Belastung, z. B. auf der Sturmbahn, zu messen. Der Empfänger ist röhrenbestückt und besitzt eine automatische Frequenznachstimmung. Die von ihm empfangenen Meßwerte werden einem normalen EKG-Registriergerät zugeleitet.

Hand-Flächenschleifmaschine

(MMM-Urkunde)

Hauptmann Buss baute diese Maschine, um die zum Lackieren vorgesehenen Flächen leichter zu schleifen, wobei gegenüber vorher angewandten Methoden die Qualität der Arbeit verbessert wird, die Arbeitsproduktivität um 50 Prozent steigt und körperlich anstrengende Arbeit fortfällt.



Kommandopult für Schießplatzanlagen (MMM-Diplom)

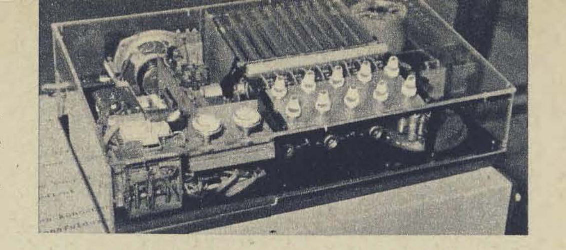
Dieses Pult schuf das Kollektiv unter Leitung von Kollegen Alfred Müller. Im Kommandopult sind alle Geräte und Anlagen eines Schießplatzes vereinigt. Dadurch ergibt sich eine übersichtliche Leitung des Schießens. Es erleichtert die Bedienung der Anlagen sowie die Überwachung des Schießens.

Reaktionsgerät für Kraftfahrer

Entwickelt vom Kollektiv Oberfeldwebel Weber, Gefreiter Gaydke, Gefreiter Kling. Das Gerät dient dazu, die Reaktionsfähigkeit von Bewerbern für die Fahrerlaubnis zu überprüfen. Dabei wird die Reaktionszeit auf Licht- und akustische Signale gemessen, die durch Druck auf entsprechende Hebel und Tasten zu quittieren sind.

Imitationsgerät für Gefechtslärm

Das Kollektiv Major Preuhs, bereits von früheren MMM her bekannt, baute dieses Gerät. Auf zehn endlosen Tonbändern sind die Geräusche der verschiedensten Waffenarten festgehalten (MG-Feuer, Artillerie-Feuer, Tiefflieger, Bombeneinschläge usw.). Die einzelnen Geräusche



lassen sich entsprechend der Lage zuschalten und vermitteln bei der Ausbildung eine Geräuschkulisse, die der angenommenen Lage entspricht.

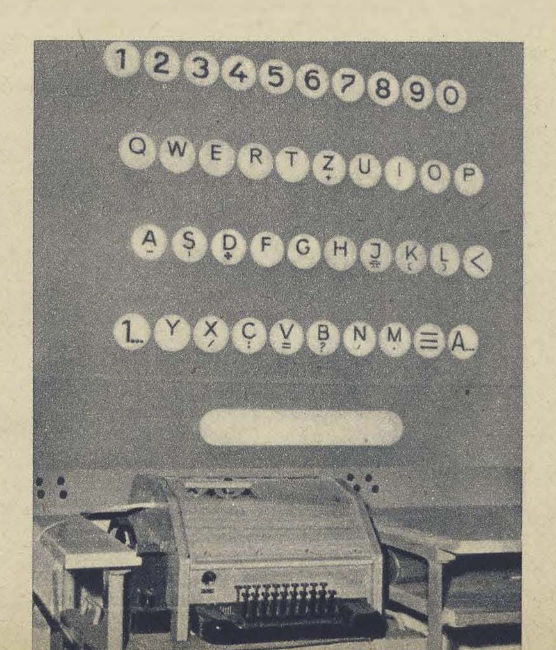
Maschinensender für Morsezeichen

(MMM-Urkunde)

Gefreiter (Ing.) Mittelstädt hat den Maschinensender geschaffen, bei dem der Lochstreifen elektronisch abgetastet wird. Die Sendegeschwindigkeit ist stetig regulierbar. Von Vorteil für die Ausbildung der Funker ist es außerdem, daß der Lochstreifen nach Durchlaufen des Senders kein Knäuel bildet, sondern wie bei einem Magnettongerät aufgespult wird. Nach dem Zurückspulen läßt sich die Übung in kurzer Zeit wiederholen.

FS-Zusatz mit Typenanzeigeleuchtfeld

Das Kollektiv Gefreiter Pöschmann, Unterleutnant Kröger, Soldat Wiek aus dem Truppenteil Geier der Grenztruppen entwickelte dieses Zusatzgerät, das der Unterstützung beim Erlernen des Zehnfinger-Blindschreibens mit der FS-Maschine dient. Durch den Blick auf das Typenanzeigeleuchtfeld wird die Kontrolle des richtigen Anschlages ermöglicht. Der Lehrer ist in der Lage, die einzelnen FS-Maschinen in der Klasse auf das Leuchtfeld zu schalten. Die FS-Maschinen sind mit einer normalen zweiadrigen Leitung mit dem Leuchtfeld verbunden. Das Aufleuchten der einzelnen Lampen wird durch den FS-Code ausgelöst.





HAT DER SOLDAT DEN KOPF NUR ZUM KÄPPI-TRAGEN?

(Foto-)Optische Täuschung: Weder nur Mädchen im Kopf noch den Kopf nur zum Käppitragen . . .

Die aktuelle Umfrage

AR bei Generalmajor a. D. Arno von Lenski

In einem Berliner Vorort empfing uns Generalmajor a. D. Arno von Lenski zu einem Gespräch. Der General trat 1912 in das Kaiserheer ein und blickte 1943, als er sich in sowjetische Gefangenschaft begab, auf eine mehr als 30jährige militärische Laufbahn zurück. Hier, zusammengefaßt, seine Gedanken:

Des Menschen, des Soldaten Wert, seine gesellschaftliche Stellung – all das ist abhängig von der sozialen Struktur, vom Charakter einer Armee. Die staatlich organisierten Streitkräfte der deutschen Vergangenheit waren ausnahmslos imperialistische Armeen. Sicher gab es zwischen dem kaiserlichen Heer und der Nazi-Wehrmacht graduelle Unterschiede. Doch immer kam der Soldat aus dem Volk, der Offizier dagegen aus den herrschenden Schichten. Dieser Widerspruch bedingte, daß beide im Grunde genommen ihr eigenes Leben lebten. Und selbst wenn der Offizier dem Untergebenen anerkennend auf die Schulter klopfte, es geschah immer mit einem bestimmten Gefälle, gönnerhaft, weil er seine Sache gut gemacht hatte und man ihn ja weiterhin brauchte.

Aus dem „Galileo Galilei" ist bekannt, daß Brecht das Denken zu den größten Vergnügungen der menschlichen Rasse zählte. Er wußte sich dabei zwar eins mit Heine und Marx und Engels, kaum aber mit den zeitgenössischen Militärs dieser Männer. Sie dachten anders über das Denken – zumindest über das ihrer Rekruten.

Dem Soldaten war „das kalte Eisen in die Hand gegeben", um „dem Feinde das Bajonett zwischen die Rippen zu rennen" und „das Gewehr auf den Schädel zu schmettern". Das war „seine heilige Pflicht, sein Gottesdienst". So jedenfalls verkündete es Pfarrer Schettler anno 1914 in einem Feldgottesdienst. Und wenn der Kopf nicht zum biologischen Funktionieren des Körpers vonnöten gewesen wäre, hätte man ihn am liebsten ganz abgeschafft. Leider ging das nicht. So mußte man sich damit begnügen, ihn auf vielerlei Art und Weise gefügig zu machen; ein Rezept, das sich jenseits von Elbe und Werra im wesentlichen bis in die heutige Zeit erhalten hat und dessen Produkt, wörtlich nach Vizeadmiral a. D. Helmuth Heye, der politisch „uniformierte Schrumpfkopf" sein soll.

Mir schien dieser kleine Exkurs nötig, weil es auch bei uns mitunter noch Leute gibt, die da meinen, der Soldat habe seinen Kopf lediglich zum Käppitragen. Rüdiger Weiß, 17, stellt sich das so vor: „Bildlich gesprochen wird doch bei Soldatens der Kopf auf der Kammer abgegeben!" Wenn auch Gernot Koppenborg, 18, nicht ganz mit ihm übereinstimmt – skeptisch ist er dennoch. Ebenso verhält es sich mit der Frage von Jürgen Dorniger, 19, „wie in der Armee das Jugendkommuniqué wirksam wird, besonders was die Forderung nach mehr Vertrauen und Verantwortung für die Jugend angeht".

Als man in Westdeutschland daran ging, die Bundeswehr aufzupäppeln, schlug die große Stunde der Demoskopen. Die Allensbacher Meinungsforscher fragten damals die Leute, ob nach ihrer Ansicht „jetzt vieles anders wird beim Militär oder ob bald alles wieder wie früher aussehen wird". Es gab damals nur 20 Prozent, die meinten, daß alles, alles anders würde. Jahre danach publizierte „Stern"-Reporter Heinz D. Stuckmann im Rowohlt-Verlag, Hamburg, ein Untersuchungsergebnis. Er hatte die Soldaten von 15 Bundeswehreinheiten gefragt:

Werden an sich sinnvolle Befehle wie „Volle Deckung!" oder „Panzer von vorn!" und ähnliche auch völlig unsinnig auf Stuben und Fluren erteilt?

Ja 11
Nein 4

Sucht der UvD beim Stubendurchgang Staub auf der Lichtleitung, der Heizung, im Schlüsselloch? Geschieht das in einer Weise, die eine gute Hausfrau – zum Beispiel Ihre Mutter – lächerlich finden würde?

Ja 13
Nein 2

Wenn ein Mann etwas falsch macht oder sonstwie auffällt, muß dann die ganze Einheit darunter leiden? Sind Kollektivstrafen dieser Art noch üblich?

Ja 12
Nein 3

„Armee-Rundschau" erlaubte sich, eben diese Fragen im gleichen Wortlaut an die Soldaten von 15 Einheiten der Nationalen Volksarmee zu stellen. Das Ergebnis war Null, aber damit keineswegs mager. Viele Genossen bemerkten zu Recht, daß das soziale „Klima" in unserer Armee solcherart menschenunwürdige Behandlung nicht zulasse. Obermatrose Bernd Rüdiger, 20, bezeichnet es deshalb als gut und fügt hinzu: „Überall und zu jeder Gelegenheit wird bei der Truppe geistige Arbeit verlangt." Ergo „hat der Soldat seinen Kopf in allererster Linie zum Denken", stellt Soldat Manfred Melcher, 25, fest. „In meiner Kompanie", berichtet er weiter, „wird von jedem Genossen verlangt, daß er mitdenkt und schöpferischen Anteil nimmt an allem." William Shakespeare ließ seinen Julius Cäsar sagen: „Er denkt zuviel, die Leute sind gefährlich!" und charakterisierte damit die geistige Atmosphäre nicht nur

Im Krieg geht es nicht ohne den Soldaten, und um ihn darauf vorzubereiten, mußte man in Maßen auch sein technisch-militärisches Denken entwickeln. Allein in dieser Beziehung war sein Mitdenken erwünscht; allerdings ging es nie so weit, daß der Soldat vielleicht im heutigen Sinne Verbesserungsvorschläge gemacht oder technische Neuerungen entwickelt hätte. Und noch viel weniger gab es eine irgendwie geartete freie Meinungsäußerung. Politisches Denken war gefährlich. All das, was heute in der Nationalen Volksarmee gang und gäbe ist – Neuererbewegung, freimütige Aussprachen über politische Fragen oder Probleme der Ausbildung, der sozialistische Wettbewerb, die ganze Skala der gesellschaftlichen Arbeit, kulturelle Zirkel usw. –, all das wäre früher völlig undenkbar gewesen. Leider ist es nur zu wahr, daß der Soldat damals in der Tat den wichtigsten Teil seines Kopfes auf der Kammer abzugeben hatte: Jenen Teil, der etwa eigene, demokratische Gedanken hätte hervorbringen können. Die Soldaten der Nationalen Volksarmee können sich glücklich schätzen, daß diese Zeit ein für allemal vorbei und ihnen das Wort auf den Weg gegeben ist: Habt Mut zum eigenen Denken, gebraucht euern Kopf!

einer Zeitepoche. Eine völlig andere, nämlich unsere Zeitepoche (und die in ihr gewachsenen Streitkräfte) hat Unteroffizier Heinz Patschorke, 21, im Auge, wenn er sagt, daß „hier jeder die Möglichkeit hat, seinen Geist sprühen zu lassen". Er steht beileibe nicht allein da mit diesem Urteil. AR fragte — anonym — 180 Soldaten: „Früher sagte man oft, der Kopf des Soldaten sei nur zum Käppitragen da. Trifft das heute noch zu?" Es antworteten 133 mit nein, und 115 erklärten uneingeschränkt, daß in ihrer Einheit — getreu dem Jugendkommuniqué — das eigene Denken durchaus gefragt ist und die Vorgesetzten die Soldatenmeinungen ernst nehmen.

Nur in diesem Klima kann unsere Armee sich entwickeln, weil es — so Admiral Waldemar Verner — „letztlich von der bewußten Teilnahme, dem schöpferischen Mitdenken und Mitarbeiten aller Armeeangehörigen abhängt, in welcher Qualität wir die Ausbildungsaufgaben lösen und in welchem Tempo die Gefechtsbereitschaft aller Einheiten und Truppenteile weiter anwächst". In der gebildeten Nation geht es nicht ohne den gebildeten Soldaten. 90,6 Prozent aller Soldaten und Unteroffiziere sind ausgebildete Facharbeiter. 59 Prozent haben einen mindestens achtklassigen Schulabschluß, 29,4 Prozent die mittlere Reife, 4,9 Prozent das Abitur. Hinter diesen Zahlen stehen Tausende junge Menschen — ideenreich, den Kopf voll kluger Gedanken. Das sind Potenzen, die für das allseitige Wachstum unserer Armee einzusetzen niemand unterlassen darf. Einen der vielen Wege, auf denen das geschieht, zeigt unsere Übersicht „Soldaten mit Vertrauen und Verantwortung". Von anderen berichten die Genossen selbst.

Gefreiter Jürgen Schuricht, 27: „Das beste Beispiel ist der sozialistische Wettbewerb. Er wird gemeinsam beraten, geführt und auch ausgewertet. Dabei kann jeder offen seine Meinung sagen, und wenn seine Worte an Mängel rühren, werden sie sofort beseitigt." Soldat Norbert Jäckel, 21: „Wir setzen uns jede Woche zusammen, um zu analysieren, wo wir im Wettbewerb stehen." Gefreiter Klaus Bailoh, 23: „Ich kann nicht klagen; meine Meinung wird von den Offizieren geachtet. Oft fragen sie ausdrücklich danach." Obermatrose Joachim Teubner, 19: „Methodische Unzulänglichkeiten in der Ausbildung machten es mir schwer, mitzukommen. Ich wandte mich an meinen Gruppenführer und schlug ihm vor, in dieser Richtung was zu verändern. Das tat er auch. Das beweist mir, daß meine Meinung ernst genommen wird und die Vorgesetzten auch dann aufgeschlossen sind, wenn man berechtigte Kritik übt." Flieger Kurt Kranz, 22: „Es ist nicht so, daß sie hoch ‚oben' stehen und der Soldat tief ‚unter' ihnen. Wenn der Offizier in der militärischen Rangleiter höher steht, dann nicht, weil er einer ‚oberen' Klasse angehört, sondern weil er politisch, militärisch und menschlich eben reifer, gebildeter und erfahrener ist. In dieser Hinsicht gibt es natürlich Unterschiede, nicht aber in den gemeinsamen Zielen und in der gemeinsamen Sache, der beide dienen. Das setzt neue Akzente und degradiert den Soldaten nicht zu einem Menschen zweiter Klasse wie es früher war oder heute noch in der Bundeswehr ist."

Es ist nicht schlechthin eine Art der Mitbestimmung, zu der der Soldat bei uns aufgerufen ist, sondern es geht ums Mitdenken und Mittun — vor allem in der entscheidenden Frage: Wie gewährleisten wir die ständige hohe Gefechtsbereitschaft? Die Erfüllung gerade dieser Aufgabe muß jedem am Herzen liegen. Bei den meisten Genossen hat sich diese Erkenntnis bereits durchgesetzt. AR wollte wissen: „Gesetzt den Fall, Ihre Einheit hat ein Gefechtsschießen nicht erfüllt. Kratzt Sie das, und würden Sie sich ernsthaft Gedanken machen, wie diese Scharte ausgewetzt werden kann?" 136 von 180 Genossen gestanden: Jawohl, das täten wir, weil es uns schmerzt, wenn unsere Einheit bei einer militärischen Aufgabe versagt.

Verantwortungs- und selbstbewußt nehmen viele Soldaten auch öffentlich das Wort, wenn es um Probleme ihrer Einheit geht — von 180 Befragten machten bisher 116 davon Gebrauch. Ihre Gedanken und Hinweise, Vorschläge und Kritiken sind unentbehrlich für jeden Kom-



Knobelmänner

Beim Büro für Neuererwesen des Ministeriums für Nationale Verteidigung eingereichte Verbesserungsvorschläge von Soldaten und Unteroffizieren:

Jahr	Anzahl
1961	2372
1962	3142
1963	4918
1964	7181
1965 (bis 30. 9.)	6014

mandeur. „Ohne sie wären wir erledigt und wichtiger Triebkräfte beraubt“, resümiert Oberstleutnant Hans Gehring, 39. „Auch für den militärischen Erfolg ist vor allen anderen Faktoren das aktive Handeln des Menschen, das tätige, von Initiative und Sachkenntnis getragene Mitwirken der Soldaten entscheidend.“

Nun regiert, wie man so sagt, in der Armee der Befehl. Grund genug für Peter Meißner, 20, zu behaupten, damit würde „das eigene Denken zerstört und dem Soldaten jede Möglichkeit, selbständig Verantwortung zu tragen, genommen“. Unteroffizier d. R. Bernd Köster, 25, urteilt aus eigener Praxis: „Das ist nicht gesagt. Der Befehl enthebt den Soldaten nicht der Verantwortung, sondern überträgt ihm welche.“ „Denken muß heute jeder – auch beim Ausführen von Befehlen“, betont Gefreiter Peter Worf, 26. „Und was die eigene Initiative angeht“, wirft Obermatrose Hartwig Reich, 21, ein, „die beginnt doch gerade dort, wo ich mir selbst Gedanken mache, wie ich eine mir durch Befehl übertragene Aufgabe gut und schnell erfüllen kann.“ Disziplin und Gehorsam sind sozusagen zwei Eckpfeiler militärischen Lebens. Doch ist in der Nationalen Volksarmee nicht etwa einfaches, schematisches, gedankenloses, stupides Gehorchen gefragt, eher ein „Gehorchen mit Köpfchen“. Denken ist in unserem Staat nicht nur erste Bürger-, sondern ebenso erste Soldatenpflicht. In diesem Sinne ist auch der Befehl stets eine Aufforderung zum Handeln und damit zum Mitdenken. „Wer nicht selbst denken kann, entehrt sich“, schrieb einst Michelangelo – dieweil eben das Denken zu den größten Vergnügungen der menschlichen Rasse gehört und ohnedem kein menschliches Leben, kein gesellschaftlicher Fortschritt und auch kein sicherer, von der bewußten Teilnahme aller Armeeangehörigen getragener Schutz unserer Republik möglich wäre.

Ihr

Karl Heinz Freitag

Mitarbeit:
Unteroffizier d. R. Dietrich Kazmierzak, Major Helmut Prowatschke, Sylvia Bergmann, Unteroffizier Eberhard Derlig, Leutnant Hans-Jürgen Redlich, Obermatrose Rolf Gebhardt, Feldwebel d. R. Manfred Brenner, Oberfeldwebel Horst Gehrke, Oberfeldwebel Wolfgang Jahn.

Soldaten mit Vertrauen und Verantwortung

„Der Jugend Vertrauen und Verantwortung!“ So steht’s im Jugendkommunique. Und wie steht’s damit bei den jungen Soldaten? Man kann ihre Stellung an vielem messen, nicht zuletzt auch daran, wieviele von ihnen gesellschaftliche Funktionen inne haben – und damit Verantwortung in fest umrissenen Aufgabenbereichen. Allein in fünf Zweigen des gesellschaftlichen Lebens der Nationalen Volksarmee sind über 20 000 Soldaten und Unteroffiziere in verantwortlichen Funktionen tätig.

12 200

sind gewählte Sportfunktionäre in der Armeesportvereinigung Vorwärts und befruchten mit Initiative und Geschick das sportliche Leben in den Einheiten.



Jeder 7. Soldat

und jeder 9. Unteroffizier ist als gewählter FDJ-Funktionär mitbeteiligt an der klugen Leitung der Jugendarbeit in der NVA.

7 181

sind Neuerer und reichten allein 1964 insgesamt 8735 Verbesserungsvorschläge ein, die einen ökonomischen Nutzen von 8,9 Millionen MDN erbrachten.





840

nehmen als gewählte Militärschöffen gleichberechtigt an den Verhandlungen der Militärgerichte und damit an der sozialistischen Rechtsprechung teil.

105

erhielten bei den Kommunalwahlen am 10. Oktober 1965 das Vertrauen ihrer Wähler und sind in den örtlichen Volksvertretungen als Abgeordnete tätig.



Scherenschnitte: H. Buhr

Spatz Schlaukopf



Zu Gast bei Pfiffigs

Ein Pfiffig muß nicht pfiffig sein; denn ein Wüstling muß ja auch nicht aus der Wüste kommen. ER aber, mein Kollege Pfiffig, ist pfiffig, bei meiner Reservistenehre!

Wie ich, Spatz Schlaukopf, bei der AR so ist Pfiffig bei der Betriebszeitung der Karl-Marx-Städter Industriebetriebe ständiger und anständiger Mitarbeiter. Seine Stärke ist der Zeigefinger und seine Schwäche die Lyrik, sein äußeres Kennzeichen aber die Baskenmütze. Einst trug Pfiffig auch das Armee-Schiffchen, damals, als er noch als Reporter für sozialistische Moral in der AR seine eigenen Taten besang, etwa so:

„Pfiffig tritt heran erbost:
Sag mal, bist du denn bei Trost?
Nimmt es Wunder, wenn kein Schwung
keine Sportbegeisterung
unter den Soldaten ist,
wenn du selbst kein Vorbild bist?"

Ich entdeckte ihn also kürzlich wieder, wie er gerade in der Betriebszeitung „Impuls" – ganz der Alte – auf Goethes Spuren wandelte:

„Pfiffig meint zum Gustav: Geh,
hilf auf dem Platz im NAW.
Doch auch in unsrem Werksgelände
braucht der Schießstand deine Hände."

„Pfiffig, altes Haus, da scheint's mit den Reservisten bei euch ja sauer zu stehen", überfiel ich ihn ganz prosaisch. Er aber darauf: „Bis wir Panzersoldaten wurden, mußte viel gelernt werden, nicht gleich wurde einem der Panzer anvertraut. Da hieß es, so wie der Infanterist das Gelände beherrschen ..."

Noch konnte ich mich beherrschen: „Pfiffig, erzähl ein andermal einen Schlag aus deiner Armeezeit, aber jetzt laßt euch als Reservisten erst einmal in die Karten schauen."

Dabei hatte er schon einen Trumpf ausgespielt: In seiner Redaktion würden mehr Reservisten mitarbeiten als in der AR; in jeder zweiten Ausgabe würde eine ganze Seite von einem ehrenamtlichen militärpolitischen Kollegium gestaltet, meist seien Reservisten darin; und das über die Panzerfahrer stünde eben in einer Reportage, die ein Major der Reserve für die Betriebszeitung schrieb. Und schon war er bei seiner eigenen Produktion:

„Und Pfiffig, Freund der Redaktion,
der wußte es beizeiten schon,
daß der, der ‚Impuls' immer liest,
*von ihm stets gut beraten ist."**

Ich suchte das Weite und den Zeitungsmajor. „Einen Major ... einen Maj ... ach der Kreklau ist das, sicherlich", sagte man mir beim Betriebsschutz. Wenig später erblickte ich ihn persönlich und in Uniform: „Sie sind wohl auf dem Weg zu einem Reservistenlehrgang?"

Aber ich war auf dem Holzweg, weil er auf dem Weg zu den Berufsschülern war: „Ich bin Pate für die BBS und habe jährlich dort einige Stunden im Fach Staatsbürgerkunde für militärpolitische Themen reserviert erhalten, die ich natürlich in Uniform gebe. Durch meine Zeitungsartikel und durch Konsultationen bin ich übrigens so bekannt, daß viele Kollegen mit Fragen zu mir kommen. Neulich erschien ein Vater bei mir: ‚Mein Sohn will Offizier, soll aber Ingenieur werden wie ich. Geben Sie mir mal einen Rat.' Als er erfuhr, daß der Sohn in der Armee beides werden kann, ist er zufrieden

* Insgeheim bewunderte ich sein impulsives Talent; dabei war Pfiffig nur so pfiffig, mir jedesmal Verse aus älteren Ausgaben von „Impuls" vorzutragen.





gegangen. Ich muß jetzt aber zu meinen Schülern gehen.“

Zurück bei Pfiffig fragte ich ihn recht prosaisch: „In der BBS und der Zeitung seid ihr ja ganz groß, aber was gibt es groß bei den Reservisten in der Produktion?“

Pfiffig griff zur Zeitung: „Vom 16. bis 22. Oktober stürmten vereinigte Streitkräfte des sozialistischen Lagers gegen die ‚feindlichen blauen Divisionen‘. Ihr Mut, ihre Kampfkraft, ihre Entschlossenheit . . .“

Ich war jetzt zu allem entschlossen: „Pfiffig, ich will keinen Artikel über ‚Oktobersturm‘ hören, sondern etwas über die Reservisten in der Produktion, in der Produktion, verstanden?“

Ob ich nicht verstünde, daß auch die Reservisten und Arbeiter was mit „Oktobersturm“ zu tun hätten? In allen Brigaden seien Zeitungsschauen dazu durchgeführt worden, und da hätten sich die von der Brigade „Qualität“ gesagt: Entfachen auch wir einen „Oktobersturm“, von Brigade zu Brigade, von Meisterbereich zu Meisterbereich. Er aber habe mir den Anfang des Aufrufes vorgelesen, in dem sie sich das Ziel setzten, den Staatstitel „Kollektiv der sozialistischen Arbeit“ zu erringen. Und darauf hub er wieder an:

„Sozialistische Brigaden
sind solche mit besondren Taten –
Freund Pfiffig .“





Zeichnungen: Paul Klimpke

Ich suchte die Flucht und die Brigade „Qualität“; denn: einen Wettbewerbsaufruf ohne Anstoß und Hilfe von oben – das kann nicht wahr sein, dachte ich. Aber eben: Denkste. Meister Schwuchow sagte: „Ökonomisch waren wir immer stark, aber wegen unserer gesellschaftlichen Arbeit schoß man uns oft an. Und da kam eben einer auf die Idee zu diesem Wettbewerb.“ Auch der Leiter der Reservistengruppe, Völkel, kann sich nicht mehr erinnern, wer den Gedanken zum ersten Mal aussprach. Dafür konnte er mit neun bereits Gedienten aus der Brigade dienen, die sich als Ausbilder für die vormilitärische Erziehung gemeldet haben. Und da meldete sich auch der Parteiorganisator des Bereichs zu Wort: „Mir kam der Gedanke, daß ihr, wie etwa die Brigade ‚Fügner‘, einen Patenschaftsvertrag mit einer Armee-Einheit schließen könntet, nach Frankenberg vielleicht oder . . .“ – „Wenn schon“, sagte der Obermatrose der Reserve Völkel, „wenn schon, dann zur Flotte.“



Zurück zu Pfiffig, um ihn zu fragen: „Aktivität der Reservisten ohne Hilfe von oben – wie reimt sich das zusammen? Aber bitte ohne Reim!“ – „Es sollen vor den Musterungen mit den Jugendlichen Aussprachen geführt werden und Pokale für Schießwettbewerbe gestiftet werden; bis Ende April sind die Arbeiten am Schießstand abzuschließen und . . .“

Da schoß es aus mir heraus: „Heiliges Raketenrohr! Frage ich nach der Gegenwart, schwätzt du über die Vergangenheit, frage ich aber nach der Vergangenheit, philosophierst du über die Zukunft. Den Schießstand müßt ihr doch erst noch bauen, oder etwa nicht?!“

Ha, das schien der richtige Ton zu sein; denn Pfiffig wurde einen Augenblick unsicher, aber eben auch nur für einen Augenblick: All diese Aufgaben hätten doch im BKV 65 gestanden, und im BKV 66 gäbe es sogar ein ganzes Kapitel zum Thema sozialistische Wehrerziehung. Von oben bis unten seien alle wirtschaftlichen und politischen Leiter für die Wehrerziehung verantwortlich – das wäre der Schlüssel. Da habe am 14. Dezember auf der Sitzung beim Werkleiter nicht nur die Absicherung des Planablaufs zur Debatte gestanden, sondern auch der Bericht der Fachdirektoren und Fachabteilungsleiter über die Arbeit mit der Jugend, die sozialistische Wehrerziehung und vormilitärische Ausbildung. Und am 1. November wäre

der Arbeitsplan des Reservistenkollektivs für 1966 mit der zentralen Parteileitung beraten worden. Ja, daß eine der Aufgaben, nämlich der Bau des Schießstandes trotz Plan nicht erfüllt sei — was solle er dazu sagen? Vielleicht dieses:

„Drum seid nicht wie der Krause,
sagt Pfiffig in der Pause.
Nur der erfüllte Plan macht froh.
Kollegen, schafft doch weiter so."

Ich jedenfalls war schon geschafft. Ich versprach ihm noch schnell, an die alten Genossen in der AR Grüße auszurichten, ehe er sie mir hatte auftragen können, und fort war ich. War es nur ein Traum? Mir schien, als ob es hinter mir herschallte:

„Pfiffig sagt: Kollegen,
fahrt nicht so verwegen.
Helft durch sich'res Lenken,
die Unfallziffer senken."

Ottokars Liebesleid

Im Reservistenkollektiv wetzten sie schon die Zungen an ihm.
„Er ist hinter ihr her wie Goethe hinter Frau von Stein", sagte Willi, einst Klubwart seiner Kompanie.
„Er ähnelt eher einem ledigen Soldaten nach acht Wochen Ausgangssperre", widersprach Sepp, der einmal lange keinen Ausgang bekam, weil er einige Male zu lange Ausgang nahm.
„Oder einem ledigen Unteroffizier, der acht Wochen jeden Tag Ausgang hatte — aber j. w. d. in der Taiga", ergänzte Hanne, der in Klietz den Sand aus den Stiefeln schüttete.
„Schmuck sieht sie jedenfalls aus", lenkte Willi ein. „Man kann sich schon mit ihr sehen lassen."
„Für meinen Geschmack ist sie etwas zu klein. Aber man soll nie nach dem Äußeren urteilen, das ist ja ein altes Lied", hatte Sepp wieder das letzte Wort, der bereits 1½mal geschieden war...
Der so in aller Mund war, hieß Ottokar und träumte schon des Nachts die verlockendsten Träume von ihr — daß sie sein eigen wäre, daß sie neben ihm läge. Eins aber fiel ihm nicht mal im Traume ein — daß er sie kraft seiner blauen Augen erobern würde. Er wußte, daß er sich als ganzer Kerl erweisen mußte. So war er fleißiger als fleißig, verbesserte er Verbesserungsvorschläge, ja, er warb sogar die alte Mutter Schmidt aus der Betriebskantine für die Armeepresse.
Und dann kam der Tag des Betriebsfestes — Ottos großer Tag! Glückstrahlend und stolzgeschwellter Brust betrat er den Saal — mit ihr! Manche Kollegen musterten sie verstohlen, manche aufdringlich — Ottokar schien das zu übersehen. Stolz drehte er sich mit ihr auf dem Parkett, und als die Stimmung gegen den ersten Hahnenschrei ausgelassener als ausgelassen wurde, trug er sie sogar auf Händen von Tisch zu Tisch.
Auf dem Heimweg — verdammt, weshalb mußte auch ein Streichholz auf dem Gehsteig liegen — fiel Ottokar auf die Nase. Wie er dann nach Haus gekommen war, wußte er morgens nicht mehr, als er allein in seinem Bett aufwachte, und mit Schrecken entdeckte er, daß auf dem Sofa nur ein paar Socken und sein schweißnasses Hemd lagen. Von ihr aber keine Spur!
Noch vor Schichtbeginn zog er Willi beiseite, aber auch der konnte ihm nicht sagen, wo Ottokar sie „gestern" verloren hatte, ja, Willi begann sogar mit dem Tonfall einer rollenden Benzintonne Liebesarien zu singen: „Oh, ich habe sie verlooooren..."
Ottokar wollte ihm schon die Flötentöne beibringen — da wurde er ans Telefon gerufen. Sicki war am anderen Ende der Strippe, Sicki, wohnhaft im Nebenhaus, ehrenamtlich VP-Helfer wie Ottokar, hauptamtlich Kaderleiter im VEB Damenbekleidung, wo auch Ottokars Freundin arbeitete.
„Spät nach Haus gekommen, was? ... Und etwas angeschlagen? ... Und was macht sie? ... Aus den Augen aus dem Sinn? ... Nein? ... Du solltest mehr auf sie achtgeben! ... Falls sie überhaupt zu dir zurückfindet ... Das willst du doch? ... Dann komm mal bei mir vorbei ... Gleich? ... Also gut, weil du es bist!"
Klick machte das Telefon, klack machte die Werkstattür, trapp-trapp machte das Holz der Treppen des VEB Damenbekleidung und krach machte der Stein — der Ottokar vom Herzen fiel, als er in Sickis Arbeitszimmer stürmte. Denn sofort hatten seine Augen sie erfaßt. Schmuck wie immer sah sie aus, und sie war goldig anzusehen, wie sie ihn so anblitzte, und da ergriff er sie ungestüm mit beiden Händen und drückte sie an seine Brust.
In der folgenden Nacht hatte er wieder einen Traum, so wunderschön, daß er davon aufwachte. Und er schaltete das Nachttischlämpchen ein, und da lag sie wirklich neben ihm, und er betrachtete sie lange und zärtlich und streichelte sie sanft und hüllte sie sorgsam ein. Als er wieder einschlief, aber waren seine letzten Gedanken: „Ich werde schon auf dich aufpassen, dich bekommt kein anderer mehr, so wahr ich Tankist war und Ottokar heiße."
PS. Kaum zu glauben mag die Geschichte manchem erscheinen. Man könnte antworten, daß Sicki vom Nebenhaus sie am Rinnstein gefunden habe, Ottokars Reservistennadel nämlich. Das wäre glaubhaft — aber nicht wahr. Denn die ersten Reservistenabzeichen werden erst zum 10. Jahrestag der Volksarmee verliehen. Das ist wiederum wahr. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, sei aber auch noch vermerkt, daß dennoch einige Reservisten sagen: „Kaum zu glauben!"
-hat-



Start aus der Versenkung

Von HEINZ MIELKE, Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

Irgendwo in den fernen Weiten der Sowjetunion. Eine leicht hüglige Landschaft, bedeckt mit dem typischen Pflanzenwuchs dieses einsamen Gebietes. Auch ein aufmerksamer Beobachter käme in große Verlegenheit, wenn er sagen sollte, ob sich in diesem Gelände Anzeichen für menschliche Tätigkeit erkennen lassen.

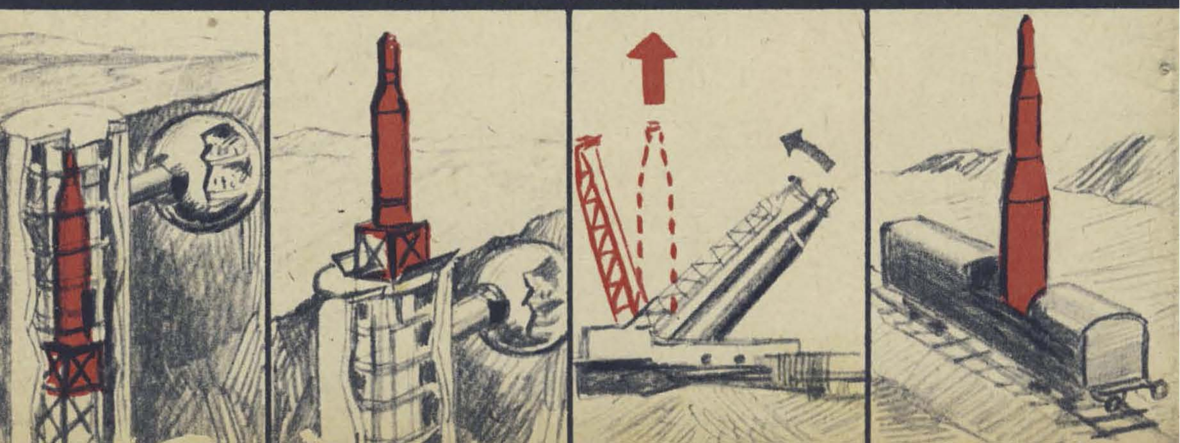
Da verschiebt sich plötzlich wie von Geisterhand bewegt auf einer von niederem Gehölz umstandenen Lichtung ein Stück des Erdbodens und gibt allmählich eine gähnende runde Öffnung von mehreren Metern Durchmesser frei, die wieder von einigen kleineren Öffnungen kranzartig umgeben ist. Noch einige Sekunden vergehen, dann schießt eine Rauch- und Dampfsäule rings um die Öffnung empor, der Kopf einer gigantischen Rakete schiebt sich durch diese quirlende Wolke. Mit zunehmender Geschwindigkeit steigt das Projektil höher und höher, bis es schließlich dem Auge als winziges Pünktchen entschwindet.

Der Einsatz ballistischer Kampfraketen interkontinentaler oder globaler Reichweite bildet bekanntlich eine der wesentlichen Grundlagen für moderne strategische Konzeptionen. Dabei ist von entscheidender Bedeutung, dem Gegner keine Gelegenheit zu geben, die Startstellungen der eigenen Großraketen noch vor deren Einsatz erkennen zu können oder sonstwie in Erfahrung zu bringen. Die Kenntnis der Startpositionen würde ihm immerhin gewisse Ansätze bieten, sein Raketenabwehrsystem in den bahnmechanischen Voraussetzungen für den Einsatz von Anti-Raketen mit einigen Ausgangs- bzw. Auswahldaten mathematisch vorzubereiten und damit unter Umständen wirksamer zu machen. Um diese Möglichkeit weitgehend oder ganz auszuschließen, gibt es im Prinzip zwei Verfahren. Erstens den Start von mobilen Startanlagen aus (geländegängige Schwersttransportmittel, Spezial-Eisenbahnwaggons) und zweitens den Start aus zwar ortsfesten, aber auch gegen hochwertige Luftaufklärung zuverlässig getarnten und darum ausschließlich unterirdisch gelegenen Startanlagen.

Während das zuerst genannte Verfahren, aus verschiedenen technischen Gründen, auf die in der Startvorbereitung weniger anspruchsvollen Feststoffraketen begrenzter Größe beschränkt bleibt, können aus unterirdischen Silos Fernraketen aller Kaliber beider Kategorien (Feststoff- und Flüssigkeitsraketen) gestartet werden. Selbstverständlich bietet auch in diesem Fall die weniger komplizierte und aufwendige Vorbereitungstechnik der Feststoffraketen für diese Trägermittel besondere Vorteile. Da man inzwischen die Schwierigkeiten in der Herstellung großer Treibsätze überwunden hat und auch die Leistungsfähigkeit der festen Treibstoffe wesentlich gesteigert werden konnte, gewinnen die Feststoffraketen, als ballistische Kampfmittelträger großer bis extremer Reichweite, zunehmend an Bedeutung.

Der Silostart bietet an sich große Schwierigkeiten. So spielt dabei der Umstand eine nicht unwesentliche Rolle, wie schnell die Rakete den Startschacht verläßt, wenn sie direkt unterirdisch gestartet wird. Immerhin entwickelt eine großkalibrige Rakete einen enormen Antriebsstrahl, dessen Ableitung aus dem unterirdischen Anlagensystem recht problematisch ist. Man verbindet daher den Startschacht meist mit mehreren zur Erdoberfläche führenden Abzugsschächten, in die der Raketenantriebsstrahl nach Zündung der Triebwerke umgelenkt wird. Die Schachtwände werden gegebenenfalls während des Starts zur Kühlung mit großen Wassermengen berieselt, so daß schließlich ein Verbrennungs-

Die Skizzen veranschaulichen die einzelnen Startmöglichkeiten: unterirdisch, mit Ausfahren der Rakete; aus halbverbunkertem Silo; von Spezialwaggons oder geländegängigen Schwersttransportmitteln.

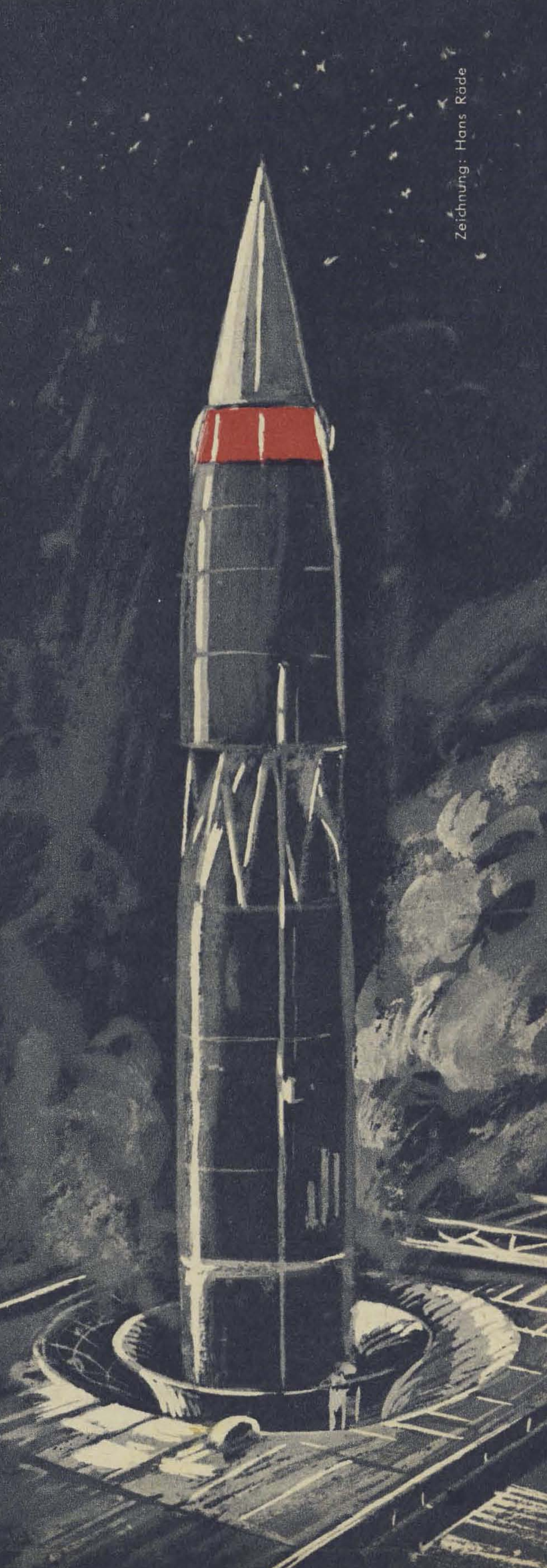


gas-Dampf-Gemisch die Abzugsschächte verläßt. Da nun aus Festigkeitsgründen eine Feststoffrakete eine wesentlich höhere Startbeschleunigung haben kann als eine große Flüssigkeitsrakete, verläßt sie den unterirdischen Schacht auch entsprechend schneller. Damit werden die technischen Probleme für den Startschacht und die Abzugseinrichtungen in diesem Fall entschieden geringer. Für Flüssigkeitsraketen wurde aus diesem Grunde der Ausweg gefunden, daß man die Rakete nicht unmittelbar aus dem Siloschacht startet, sondern sie erst auf einer hydraulisch bewegten Plattform an die Oberfläche hebt. Dieses Verfahren, in den USA als Hauptmethode angewandt, hat natürlich große Nachteile für den Fall, daß der Gegner schon durch frühere Starts den Startort ungefähr ausmachen konnte.

Ein anderes Problem bei Flüssigkeitsraketen ist die Treibstoffauswahl. Grundsätzlich brauchen Kampfraketen lagerfähige Treibstoffkombinationen (zum Beispiel Stickstofftetroyd/Hydrazin), die auch längere Zeit in der betankten Rakete verbleiben können. Langwierige Betankungsvorgänge mit kryogenen Treibstoffen (zum Beispiel Flüssigsauerstoff/Flüssigwasserstoff), wie sie für Raumfahrtträgerraketen noch in Kauf genommen werden können, sind für militärische Einsätze praktisch unakzeptabel.

Um aus dem gleichen Silo mehrere Raketen in optimal schneller Folge starten zu können, müssen außerdem die unterirdischen Anlagen sozusagen mit einem „Magazin" startfertiger Raketen versehen sein. Um ganz allgemein eine höhere Startfolge zu erreichen, sieht man für eine unterirdische Raketenbasis stets mehrere Startsilos vor.

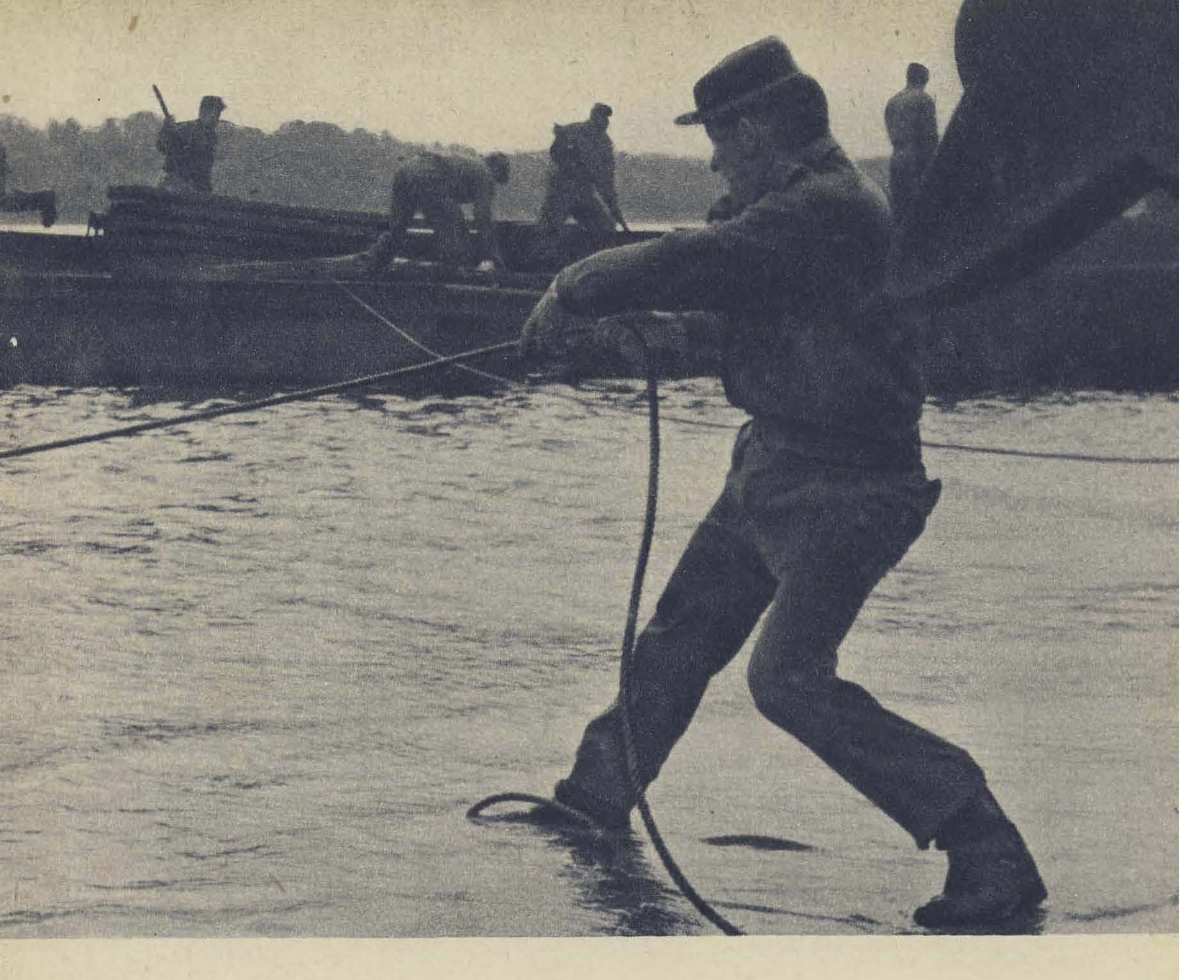
Der Aufbau des technischen Komplexes einer solchen Raketenbasis richtet sich in erster Linie nach den speziellen Besonderheiten des jeweils für den Einsatz vorgesehenen Raketentyps, so daß im einzelnen dazu kaum konkrete Angaben gemacht werden können. Ihr allgemeiner Aufbau umfaßt neben den Startsilos und Vorbereitungshangars (Magazine), mit den zugehörigen technischen Werkstätten und Prüfanlagen sowie eventuellen Treibstofftanklagern einen ganzen Komplex von Räumen und Anlagen für die Aufrechterhaltung der allgemeinen Betriebsbedingungen (Belüftung, Energieversorgung und Unterbringung der Mannschaft). Das „Nervenzentrum" für die Einsatzoperationen wird von einer Leitzentrale gebildet, von der aus mit einer Vielzahl von hochkomplizierten elektronischen Anlagen alle Phasen der Startvorbereitungen, der Starts und die Flüge der Raketen kontrolliert und gesteuert werden. Daß die Sowjetunion sowohl die Raketentypen als auch die entsprechenden unterirdischen Startanlagen besitzt, ist in jüngster Zeit mehrfach dokumentarisch belegt worden.


Zeichnung: Hans Räde



Wie Hunde müssen die Pontons an die Leine genommen werden.

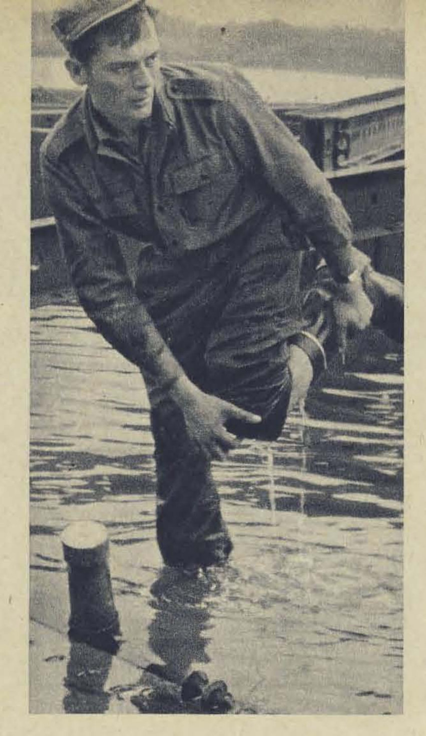
Landwärts geben Bockstrecken der Pontonbrücke festen Halt.



BRÜCKENSCHLAG ÜBER DIE DONAU

miterlebt von AR-Korrespondent
Major LÁSZLÓ SERFÖZÖ, Budapest

Laut Lexikon ist die Donau der zweitgrößte Strom Europas (nach der Wolga). Bei Budapest mißt sie in der Breite bereits fünfhundertundsechzig Meter – und nimmt auf ihrem weiten Weg zum Schwarzen Meer noch um einiges zu. Viele Dichter besangen sie schon voller Rührung. Doch auch den Pontonpionieren stehen bei ihrem Anblick manchmal die Tränen in den Augen. Allerdings nicht vor Rührung! Eine Brücke zu schlagen bedeutet harte Arbeit. Noch dazu über einen solch breiten Fluß. Da bleibt für die Soldaten keine Zeit, die Schönheit der Natur zu genießen. Und handelt es sich gar um eine Übung mehrerer



Ohne Wasser, merkt euch das...

Truppenteile, so zählt erst recht jede Minute.

Mit einem Feuerüberfall auf das jenseitige Ufer hatten die Gefechtshandlungen begonnen. Staub und Qualm wirbelten beim „Gegner“ auf, und zugleich rollten diesseits Schwimmpanzer und Schwimm-SPW in den Fluß. Klatschend schlugen sie mit dem Bug auf die Wasseroberfläche. Unter dem Schutz des Artilleriefeuers setzten sie über und bildeten einen Brückenkopf.

Bugsierboote stehen bereit, die fertigen Brückenteile einzufahren.

Doch nun erscheinen plötzlich LKW über LKW auf der Bildfläche. Rückwärts rasen sie zum Ufer, einige so weit, daß die Wellen am Heck emporspritzen. Sie bremsen und werfen ihre tonnenschwere Last ins Wasser. Pontons! Diese plumpsen kaum in die Fluten, da werden sie auch schon von der Strömung des Flusses ergriffen, treiben ab.

Die Soldaten allerdings haben vorgesorgt. Sie halten die Pontons buchstäblich an der Leine. Bis zu den Knien waten sie im Wasser und zerren die unförmigen schwimmenden Kästen ans Ufer zurück, wo sie zu kompletten Brückenteilen vormontiert werden. Von der Straße her nähert sich indessen starker Motorenlärm.

„Was denn, sind das etwa schon die Truppen, die übersetzen sollen?“ fragen sich die Pioniere Zsákovics, Palinkás, Nagy, Reichardt und Márton, die, bis zu den Hüften im Wasser, auf ihren Schultern über dreihundert Kilogramm schwere stählerne Streckträger für die Längsverbindungen heranschleppen. Doch ihre Befürchtung ist unbegründet. Pak sowie Luftabwehrmittel rollen heran und gehen in Stellung. Sie haben den Brückenschlag zu sichern. Unten, auf dem Fluß, schwirren Kommandos durcheinander. Mehrere Pontons sind jeweils fest mit-





Die Fahrzeuge rollen zum Ufer, werfen ihre Last ab.

einander zu Brückenfähren verbunden worden. Bugsierboote spannen sich jetzt davor, fahren die fertigen Brückenteile ein. Leinen fliegen von einer Fähre zur anderen, die Enden der Streckträger nähern sich einander, prallen zusammen.

„Los, eine Brechstange her!" ruft Leutnant Németh, der auf dem einfahrenden Brückenteil das Kommando hat. Die Träger müssen nebeneinander zu liegen kommen. Mit speziellen „Pontonbrechstangen" rücken die Pioniere die Brükkenfähre zurecht, verbinden die Streckträger mit Bolzen. Ziemlich rasch fügt sich auf diese Weise Teil an Teil. Und auch der Bohlenbelag der Brücke wächst immer weiter auf das jenseitige Ufer zu.

Nur einmal gibt es noch eine Stokkung, als nach dem Einfahren eines Brückenteiles zwischen zwei Streckträger-Enden plötzlich ein Zentimeter fehlt. Alle Träger dieses Teils sind schon mit der Brücke verbunden, nur der letzte scheint auf einmal zu kurz zu sein.

Mit einem Spannwerkzeug müht sich Soldat Csorba, auch diese beiden Enden zusammenzubringen. Er strengt sich an, daß ihm die Adern auf der Stirn hervortreten. Nur noch ein halber Zentimeter! Doch seine Kräfte sind erschöpft. Da eilt ihm Leutnant Németh zu Hilfe. Unter Ächzen und Stöhnen wird der widerborstige Träger bezwungen.

Schließlich steht die Brücke. Kaum sieht man ihr noch an, wieviel Arbeit in ihr steckt. Die Pioniere jedoch spüren es in ihren Gliedern.

Am Ufer tauchen Fahrzeuge auf: Panzer, SPW, Artillerie. In flottem Tempo rollen sie auf die Brücke zu und sind kurz darauf schon wieder am anderen Ufer verschwunden. Für sie ist das Überqueren des Flusses nur ein winziger Bestandteil ihres Gefechtsauftrages — vorausgesetzt, die Pioniere haben, wie hier, den ihren erfüllt!



Hauptgewinn		500 MDN
ferner:	4mal	50 MDN
	5mal	20 MDN
	20mal	10 MDN
an 30 Gewinner		1000 MDN

Kennen Sie die NVA?

Eigentlich schütten wir Wasser ins Meer, wenn wir ausgerechnet Ihnen, lieber AR-Leser, diese Frage vorlegen. Natürlich kennen Sie die Volksarmee, zumindest aus den Veröffentlichungen Ihres Soldatenmagazins, aus eigenem Erleben, von Freunden oder Bekannten, die bereits Soldat waren, oder auch aus Zeitungen, Zeitschriften, Büchern und Filmen. Wir wollen es von Ihnen aber aus Anlaß des bevorstehenden zehnten Geburtstages unserer Armee etwas genauer wissen. Zu den nachfolgenden Fragen halten wir jeweils drei Antworten parat, von denen eine richtig ist. Alle Antworten sind numeriert. Sie brauchen uns also nur die Nummern der Antworten mitzuteilen, die nach Ihrer Meinung richtig sind. Schicken Sie die Postkarte mit Ihren „Richtigen" bis zum 2. Februar 1966 (Datum des Poststempels) an

Redaktion „Armee-Rundschau"
1055 Berlin 55
Postschließfach 7986
Kennwort: „10 Jahre NVA"

Die Gewinner werden wie immer unter Ausschluß des Rechtsweges durch das Los ermittelt.







Am 18. Januar 1956 beschloß die Volkskammer der DDR die Aufstellung der Nationalen Volksarmee. Welchen General benannte die Regierung damals zum Minister für Nationale Verteidigung?

1) **Heinz Hoffmann?**
2) **Willi Stoph?**
3) **Friedrich Dickel?**

Können Sie sich noch an die Losung: „Das Vaterland rief – wir kamen! Das Vaterland ruft – wir bleiben!" erinnern? Der Zentralrat der FDJ gab sie anläßlich eines Ereignisses aus, bei dem die Nationale Volksarmee erfolgreich mitwirkte. Tausende Jugendliche meldeten sich damals freiwillig zur NVA oder verlängerten ihre Dienstzeit. Wann war das?

4) **Im Herbst 1960 bei der Einbringung der ersten vollgenossenschaftlichen Ernte?**
5) **Im August 1961 bei der Errichtung des antifaschistischen Schutzwalles in Berlin?**
6) **Im September 1963 beim Manöver „Quartett"?**



Der moderne Krieg stellt an die technische Ausrüstung einer Armee hohe Anforderungen. Deshalb nimmt die Motorisierung im Militärwesen immer mehr zu. Kamen im ersten Weltkrieg etwa 0,3 bis 0,4 PS Motorkraft auf einen Soldaten, so waren es 1939 bereits etwa 10 PS. Wieviel PS Motorkraft entfallen heute auf einen Soldaten der Nationalen Volksarmee?

7) 16,8 PS?

8) 22,4 PS?

9) 29,1 PS?

Der Charakter einer Armee wird bekanntlich durch den Charakter und die Politik des Staates bestimmt, der sie aufstellt und dessen Interessen sie dient. Dieser Charakter spiegelt sich wider in der Zusammensetzung des Offizierskorps. Entsprechend dem Charakter unseres Staates dominieren im Offizierskorps der NVA die Arbeiter und Bauern. Aber wie hoch ist ihr Anteil?

10) 52 Prozent?

11) 74 Prozent?

12) 88 Prozent?



Die moderne Bewaffnung unserer Volksarmee reicht bis in die Mot.-Schützengruppe. Dort gibt es u. a. Maschinenpistolen, Maschinengewehre und Panzerbüchsen. Wie viele Karabiner gibt es nach Ihrer Meinung noch in der Mot.-Schützengruppe?

13) keine?

14) 2?

15) 4?

Tausende Soldaten, Flieger und Matrosen stellen sich das Ziel, während ihres Wehrdienstes jene Auszeichnung zu erringen, die am 7. Oktober 1964, dem 15. Jahrestag der Gründung der DDR, erstmalig verliehen wurde. Welche Auszeichnung ist das?

16) Bestenabzeichen?

17) Abzeichen „Für gutes Wissen"?

18) Schützenschnur?

Auflösung Nr. 11/1965
1000-MDN-Preisausschreiben

Eine der richtigen Lösungen lautet:

Hund mit Schwanz, nicht angebunden,
hat das Fleisch im Netz gefunden.
Müller schoß auf seinen Schatten –
gab 'nen Durchschuß, einen glatten.
Hund, jetzt ohne Schwanz vor Schreck,
fegte beide Klötze weg.

Werner Seibt, Eggesin

Es gewannen:

500,– MDN:

Kanonier Peter Ribbe, Torgelow.

Je 50,– MDN:

Charlotte Hornbogen, Neustrelitz; Werner Seibt, Eggesin; VP-Anwärter Hans Rothe, Basdorf; Stgefr. Klaus Müller, Spechtberg.

Je 20,– MDN:

Gefr. Uhlemann, Frankfurt (Oder); Ursula Grethe, Schwedt; Stfw. Robert Just, Schwerin; Wilfried Zenker, Glauchau; Flieger Wolfgang Wegen, Waldsieversdorf.

Je 10,– MDN:

Wolfgang Schröder, Klueß; Helmut Herrmann, Ilmenau; Waltraud Moller, Kröpelin; Soldat Bernd Neugebauer, Cottbus; Siegfried Birke, Spittwitz; Kanonier Jan Pape, Stallberg; Ilse Müller, Sperenberg; Herta Schlegel, Döschnitz; Ria Gerlach, Altersbach; Ofw, Günter Krauß, Plauen; Hagen Hildebrand, Frankfurt (Oder); Uta Drümmer, Schweinitz; Uffz. Manfred Krams, Stahnsdorf; Stgefr. d. R. Rainer Braun, St. Michaelis; W. Boding, Cunnersdorf; Detlef Giese, Oranienburg; Feldw. d. R. Sigurd Scheibel, Schwerin; Erika Kranig, Stallberg; Christian Walden, Leipzig; Heinz Nettbahl, Leipzig.



Der „Idealist"

Nach Tatsachen frei erzählt

von J. C. Schwarz

Er schlug den Mantelkragen hoch. Sowieso fing es gerade an zu regnen. Er beschloß, morgen einen in Farbe und Form völlig anderen Hut und einen anderen Mantel zu wählen und sich an einer anderen Stelle der Straße aufzustellen.
Es waren böse Zeiten, im Frühjahr 1940. Längst hatte mancher in England eingesehen, daß es ein Fehler gewesen war, den Friedensbeteuerungen des Mister Hitler zu trauen. Immer wieder gab er vor, deutschen Gruppen im benachbarten Ausland zu Hilfe eilen zu müssen, oder er hatte Grenzplänkeleien provoziert und zum Vorwand genommen, um die Wehrmacht in Bewegung zu setzen. „Deutsche Menschen leiden, deutsche Menschen werden unterdrückt, deutschen Menschen muß geholfen werden", so dröhnten seine Propagandareden. Zuerst hatten viele Engländer entweder nichts sehen wollen oder alles für bare Münze genommen und den Überfall auf die Tschechoslowakei zugelassen. Aber Hitlers Hunger war unersättlich. Es dauerte seine Zeit bis zur offiziellen Kriegserklärung Englands und Frankreichs, aber man konnte sich nicht länger blind stellen, und die Würfel waren gefallen. Gerade in diesen Tagen hatte sich Hitlers Kriegsmaschine westwärts in Bewegung gesetzt.

Der Mann, der in diesem Augenblick mit der undankbaren Aufgabe beschäftigt war, ein bestimmtes Haus in einer nicht sonderlich belebten Straße Londons zu beobachten, machte sich Sorgen. Er hieß James Hoppkin. Mister Hoppkin wußte, und das wußten die meisten Engländer, daß die Truppen Frankreichs und Englands dem Ansturm der Naziwehrmacht nicht Einhalt gebieten konnten. Während Hitler seit sieben Jahren rüstete, begann die englische Rüstung erst jetzt anzulaufen, und sie brauchte Jahre, um aufzuholen. Es war nicht abzusehen, was aus England werden sollte, wenn er Westeuropa besetzte. Über den Ärmelkanal zu springen und den Krieg ins englische Mutterland zu tragen, das war nach Meinung vieler Engländer dann für ihn eine Kleinigkeit. Vorerst war die einzige Hoffnung, daß Amerika mit seiner gewaltigen Industrie das Schlimmste verhüten und mittels rascher Waffen- und Materiallieferungen dem englischen Vetter so weit auf die Beine helfen würde, daß er dem ersten Anprall standhalten konnte.

Hitler wußte das alles. Aber woher wußte er es? Wer hielt ihn auf dem Laufenden? Kein Wunder, daß der englische Geheimdienst fieberhaft nach Spionen suchte, ohne die richtigen Männer bisher gefunden zu haben. Vorsichtshalber internierte man alle Deutschen, auch



Illustrationen: Karl Fischer

die antifaschistischen Emigranten. Die letzteren aber nicht nur deswegen, weil man vermutete, daß irgendwo unter den Deutschen der Nachrichtenmann Hitlers saß.

Gleichzeitig ging man den verschiedensten Spuren nach. So war es vor einiger Zeit aufgefallen, daß ein junger Diplomat der amerikanischen Botschaft in London, ein gewisser Tyler Kent, mit der Tochter eines weißrussischen Generals befreundet war, die jetzt die britische Staatsangehörigkeit besaß und in London lebte. Frau Anna Wolkoff, die sich Baronin nannte und vom zaristischen Rußland her wohl einen Anspruch auf diesen Titel hatte, war keine schöne Frau. Sie war siebenunddreißig Jahre alt, während Kent dreiundzwanzig Lenze zählte. Bisher gehörte es nicht zu den Gepflogenheiten des britischen Geheimdienstes, die Mitglieder der amerikanischen Botschaft in London zu überwachen, aber hier war der Fall deshalb interessant, weil sich die zuständigen Stellen schon einmal mit der Persönlichkeit der Frau Anna Wolkoff beschäftigt hatten. Frau Wolkoff, eine intelligente und willensstarke Person, die geistig zu ersetzen versuchte, was ihr an körperlichen Reizen fehlte, besuchte Versammlungen britischer Faschisten. Aber das war in England kein Verbrechen, und eine normale Überprüfung ergab nichts Belastendes. Man fand heraus, daß sie stark antisemitischen Neigungen huldigte und offen sagte, ihrer Meinung nach sei der ganze Krieg auf Machenschaften des internationalen Judentums zurückzuführen, das sich an Hitler wegen seiner antijüdischen Maßnahmen rächen wollte. Solche Reden wurden damals auch in England geführt, obwohl es eine Minorität war, die so dachte. In einer kapitalistischen Demokratie wie England, wo der Faschismus sowieso als „das kleinere Übel“ angesehen wurde, glaubte man, gegen derartige Meinungsäußerungen nicht einschreiten zu müssen, solange sie nicht mit staatsgefährdenden Handlungen verbunden waren. Ein Gesetz gegen Rassen- und Kriegshetze gab es nicht. Man konnte Emigranten internieren, die nicht die englische Staatsbürgerschaft besaßen. Die Internierung britischer Faschisten lag infolge der Ansicht vom „kleineren Übel“ nicht im Bereich der Möglichkeiten, die das Gesetz bot.

So bestand eigentlich kein Grund, das Haus beobachten zu lassen, in dem Frau Wolkoff wohnte. Interessant wurde die Angelegenheit erst im Zusammenhang mit dem jungen amerikanischen Diplomaten Tyler Kent. ▶

Tyler Kent hatte alle Voraussetzungen, die zur Karriere eines Diplomaten gehören. Er war groß, sah gut aus, war intelligent und ein erstklassiger Sportsmann. Zu seiner Sprachgewandtheit gesellte sich die Tatsache, daß er aus einer angesehenen Familie stammte, die den Vereinigten Staaten seit Generationen Diplomaten gestellt hatte. Man prophezeite ihm eine glänzende Laufbahn. Das Vertrauen, das man zu ihm auf Grund dieser Vorzüge hatte, war so groß, daß der amerikanische Botschafter in London. Mister Kennedy, ihm die Leitung der Chiffrierabteilung übertrug. Durch diese Abteilung gingen alle wichtigen Telegramme und wurden entweder dechiffriert, wenn sie einliefen, oder in Chiffre übersetzt, wenn sie ausgesandt wurden Die allergeheimsten bearbeitete ausschließlich der Leiter der Abteilung.

Der Botschafter hatte nicht Unrecht, wenn er glaubte, sich auf Kent verlassen zu können. In Kents Abteilung klappte alles wie am Schnürchen. Kent war ein Idealist, ein Mann, der den Krieg verabscheute und sich den Kopf darüber zerbrach, warum es Kriege gab und was er gegen den Krieg machen konnte. Da sein Äußeres bestechend war, und ihm sowohl von seiner beruflichen Position wie von zu Hause her genug Geld zur Verfügung stand, um angenehm leben zu können, war er eigentlich der Typ, der von jungen Frauen umschwärmt sein müßte. Zu diesen Vorstellungen, die er erweckte, wollte so gar nicht die Freundschaft mit der ältlichen und wenig schönen Frau Wolkoff passen. Warum sah man die beiden so oft zusammen? Was verband den jungen, gewandten, lebensoffenen amerikanischen Diplomaten mit der ältlichen, oft verbitterten und Gehässigkeiten äußernden Weißrussin? Welche Stellung Kent in der amerikanischen Botschaft bekleidete, wußte man. Daß die Weißrussin sich zu einer britischen Faschistin gehäutet hatte, wußte man ebenfalls. Was trieben die beiden?

Geheimdienste haben die Pflicht, in gewissen Fällen neugierig zu sein. Deshalb stand James Hoppkin seit vierzehn Tagen vor dem Haus, in dem Anna Wolkoff wohnte, und versuchte herauszubekommen, ob es eine Bereicherung für den britischen Geheimdienst war, über die Verbindung zwischen Tyler Kent und Anna Wolkoff Näheres zu erfahren.

■ ■ ■

Der britische Geheimdienst wußte nichts von Kents antisemitischen Stimmungen. Ein Freund hatte ihn beim Studium überflügelt und war drauf und dran, Professor zu werden, und er war jüdisch. Ein wohlsituierter Kaufmann hatte fünf Jahre lang mit seiner älteren Schwester zusammengelebt und sie heiraten wollen, aber sie hatte seine wiederholten Heiratsanträge abgelehnt und ihn ohne feste Verbindung weiter ausnutzen wollen, und deshalb hatte er ihr am Ende den Laufpaß gegeben, und er war jüdisch. Ein Makler hatte ein bebautes Grundstück seiner Eltern in ihrem Auftrag verkauft, und es war später die Meinung entstanden, er habe es zu billig abgegeben und die Eltern Kents geschädigt, und er war jüdisch. Man durfte jede beliebige Schurkerei begehen, das war „normal" im amerikanischen Leben. Wenn man kein Jude war, hatte man noch diejenigen Lacher auf seiner Seite, die nicht geschädigt waren. Aber ein Jude, ähnlich wie ein Neger, durfte nicht einmal in die Nähe des Verdachtes einer unrechten Handlung kommen: Sofort war er ein doppelter und dreifacher Schurke, und es klangen Saiten im Innern der Zeugen an, die an uralte gehässige Vorurteile rührten und eine ruhige Beurteilung des Vorgefallenen unmöglich machten. Natürlich ein Jude, dachte man, wie man gegebenenfalls dachte: Natürlich ein Nigger.

Tyler Kent las die Reden Hitlers, um sich ein Bild über den Gegner zu verschaffen, und er stieß dabei auf die sich wiederholende Behauptung, das „Weltjudentum" habe den Krieg gewollt und sei schuld an allem Unglück. Er horchte auf. „Weltjudentum", das klang nicht übel. Obwohl es so etwas gar nicht gab, war er bereit, an die Existenz einer derartigen Institution zu glauben. Natürlich kannte er ebenso die Meinung, daß es das deutsche Kapital war, das nach monopolistischen Positionen strebte und Hitler den Auftrag erteilt hatte, eine für sie günstige Neuaufteilung der Welt herbeizuführen, aber das roch nach kommunistischer Propaganda, und die Kommunisten waren für jeden „anständigen" Amerikaner ein Abschaum.

So vollzog sich in dem Amerikaner Tyler Kent, dem Angehörigen eines Volkes, von dem westliche Schriftsteller faselten, es sei das freieste und demokratischste der Welt, dasselbe. was sich in vielen deutschen Menschen vollzogen hatte: Er glaubte, was Hitler erzählte, weil der antisemitische Bazillus in seinem Innern ihn für den hitlerischen Irrsin empfänglich machte.

Auf einer Cocktail-Party, an der er teilnahm, fiel ihm eine elegante, sehr geistvolle Frau in mittleren Jahren auf und imponierte ihm durch die Originalität ihrer Ansichten und die mutige Art ihres Auftretens. Er fragte jemanden, wer das sei, und erfuhr: Es sei eine gewisse Anna Wolkoff, eine zaristische Baroness, die mit britischen Faschisten sympathisiere und antisemitische Ideen habe.

Das interessierte ihn. Er machte sich an sie heran und sagte zu ihr in einem Augenblick, als niemand es hören konnte: „Hitlers Nazismus ist vielleicht in der Hauptsache verkehrt, aber in einem Punkt hat dieser Mann recht, nämlich wenn er behauptet, daß das ‚internationale Judentum' die eigentliche Ursache der Weltstreitigkeiten ist."

Anna Wolkoff kniff die Augen zusammen und musterte ihn interessiert. „Sie sind ein kluger Amerikaner", sagte sie. „Meistens sind die Amerikaner nicht sehr klug. Wir müssen uns mal privatim unterhalten. Geben Sie mir Ihre Telefonnummer, ich rufe Sie an."

Das Lob schmeichelte ihm. Eine Woche später gingen sie zusammen ins Theater und anschließend in ein gutes Lokal.

„Ich bin völlig Ihrer Meinung", sagte sie und



trank ihm zu. „Es kommt jetzt darauf an, den Krieg möglichst rasch zu beenden, aber so, daß Deutschland stark genug bleibt, um seine antijüdische Politik weiter verfolgen zu können. Verhindert man das mit amerikanischer Hilfe, so kann der Kampf noch Jahre dauern, und die Gewinner sind nur die Juden. Haben Sie schon mal über den Namen ‚Roosevelt' nachgedacht?"

„Nein", gestand Tyler Kent erstaunt.

„Roosevelt ist natürlich Rosenfeld. Verstehen Sie jetzt, warum die Amerikaner in den Krieg gegen Deutschland eingreifen, zunächst mit ihren Waffen- und Materiallieferungen an England und Frankreich?"

Er war hilflos diesen Argumenten ausgeliefert. Daß „Roosevelt" „Rosenfeld" sein könnte, daran hatte er bisher nicht gedacht. Und so absurd es war, in Amerika einen jüdischen Präsidenten anzunehmen, Tyler Kent glaubte diesen Unsinn. Zum Teufel, er war da in eine schöne Sache hineingeraten! Er diente, ohne zu wissen, den Juden, anstatt denen, die die jüdische Weltherrschaft brechen wollten.

Sie trafen sich jetzt mehrmals in der Woche, Tylor Kent und die „kluge" Frau Anna Wolkoff. Er geriet immer mehr in den Bann ihrer nazistischen Ideen. Es war wie Rauschgift, er berauschte sich am Judenhaß und ordnete alle Erscheinungen diesem Haß unter, und siehe da, der Schlüssel paßte in jedes Schloß, die Welt wurde auf düstere Weise klar. Natürlich die Juden. Er glaubte, für seine sich mehr und mehr festigende Überzeugung jedes Opfer bringen zu müssen, das die Sache verlangte.

* * *

James Hoppkin legt seinem Vorgesetzten eine Aufstellung vor. „In vier Wochen war er zehnmal bei ihr. Zweimal kam er zu später Stunde allein aus dem Haus. Viermal gingen sie ins Theater. Und viermal besuchten sie einen Fotografen in der Fleetstreet und fuhren anschließend in Kents Wagen aufs Land hinaus."

„Was taten sie da? Sind Sie nachgefahren?"

„Ja, ich bin ihnen nachgefahren, Sir. Sie besuchten immer dieselbe Gaststätte, aßen da, spazierten dann im Wald herum und fuhren wieder zurück."

„Was taten sie im Wald?"

„Nichts Besonderes, Sir. Ich bin ihnen hinterhergeschlichen. Sie berührten sich nicht einmal. Sie führen Gespräche. Ich habe den Eindruck, daß es eine rein rednerische Beziehung ist."

„Und der Fotograf?"

„Finden Sie das interessant? Vielleicht macht er Aktaufnahmen von ihr?"

„Wenn die Beziehung rein rednerisch ist, wie Sie sagen?" ▶

„Soll ich mit dem Fotografen sprechen, Sir?"
„Tun Sie das. Aber mit Takt. Ohne vorzeitig Verdacht zu erwecken."

■ ■ ■

Der Fotograf in der Fleetstreet bekam Besuch. „Ich habe in der nächsten Zeit einen größeren Auftrag für Sie", sagte Mister Hoppkin. „Ich wollte mal hören, wie die Bedingungen sind." Bereitwillig teilte der Fotograf die Bedingungen mit.

„Ich werde vielleicht nicht immer Zeit haben, selbst zu kommen", sagte Mister Hoppkin. „Ich schicke dann meinen Butler, einen älteren Herrn. Er wird immer einen kleinen Brief von mir mitbringen, damit Sie sehen, was ich will. Es werden manchmal etwas ungewöhnliche Aufträge sein, aber Sie sind doch ein weltoffener Mann. Sie wissen ja, jeder hat seinen Spleen. Sicher haben Sie noch mehr seltsame Kunden?!" Der Fotograf überlegt einen Augenblick.

„Es gibt die verschiedensten Menschen, Sir", sagt er dann.

„Auch Frauen?"

Selbstverständlich habe ich auch weibliche Kunden."

„Frau Wolkoff läßt bei Ihnen arbeiten, nicht wahr?"

„Ja, Sir. Eine sehr gute Kundin. Sie gehört zur amerikanischen Botschaft. Vertrauenssache, wenn ich so sagen darf. Sehr schmeichelhaft für meine Firma."

In Mister Hoppkin erwachte das Jagdfieber, aber äußerlich blieb er ganz ruhig und wies sich aus: Secret Service!

„Ich möchte Genaueres erfahren", sagte er.

„Ich bin dienstlich hier. Das andere war nur zur Einführung. Ich habe gar keine Aufträge für Sie. Aber ich muß wissen, was das für Filme sind, die Frau Wolkoff bei Ihnen arbeiten läßt." Jetzt erschrak der Fotograf.

„Ja, Sir. Natürlich, sofort. Ich habe gerade vier Filme der Frau Wolkoff zur Entwicklung hier. Wollen Sie etwas warten? Ich kann die Filme sofort entwickeln."

Mister Hoppkin wartete. Und bekam vier Filme ausgehändigt, die zu seinem Entsetzen geheime Staatsdokumente zeigten. In der Vergrößerung kamen Berichte über die Stärke der britischen Streitkräfte, über Vorräte an Nahrungsmitteln und Treibstoffen und über künftige Pläne, außerdem Aufstellungen über die amerikanischen Hilfslieferungen zum Vorschein.

■ ■ ■

Frau Wolkoff zu verhaften, ist kein Problem. Aber Kent ist amerikanischer Diplomat, er steht unter dem Schutz der Immunität. Der Fall Tyler Kent wird Gegenstand von Beratungen an höchstem Ort. Die Vereinigten Staaten sind ein vertrauter und geschätzter Freund Großbritanniens. Wie würde drüben die Bevölkerung die Anklage gegen einen ihrer Diplomaten aufnehmen? Das Beweismaterial deutet drauf hin, daß Kent seit Monaten britische und amerikanische Geheimnisse verraten hat.

Churchill wird unterrichtet. Er ist vor einer Woche Premierminister geworden, und die Schlacht um Frankreich nähert sich ihrem tragischen Höhepunkt. Churchill bittet Lord Halifax, mit dem amerikanischen Botschafter zu sprechen.

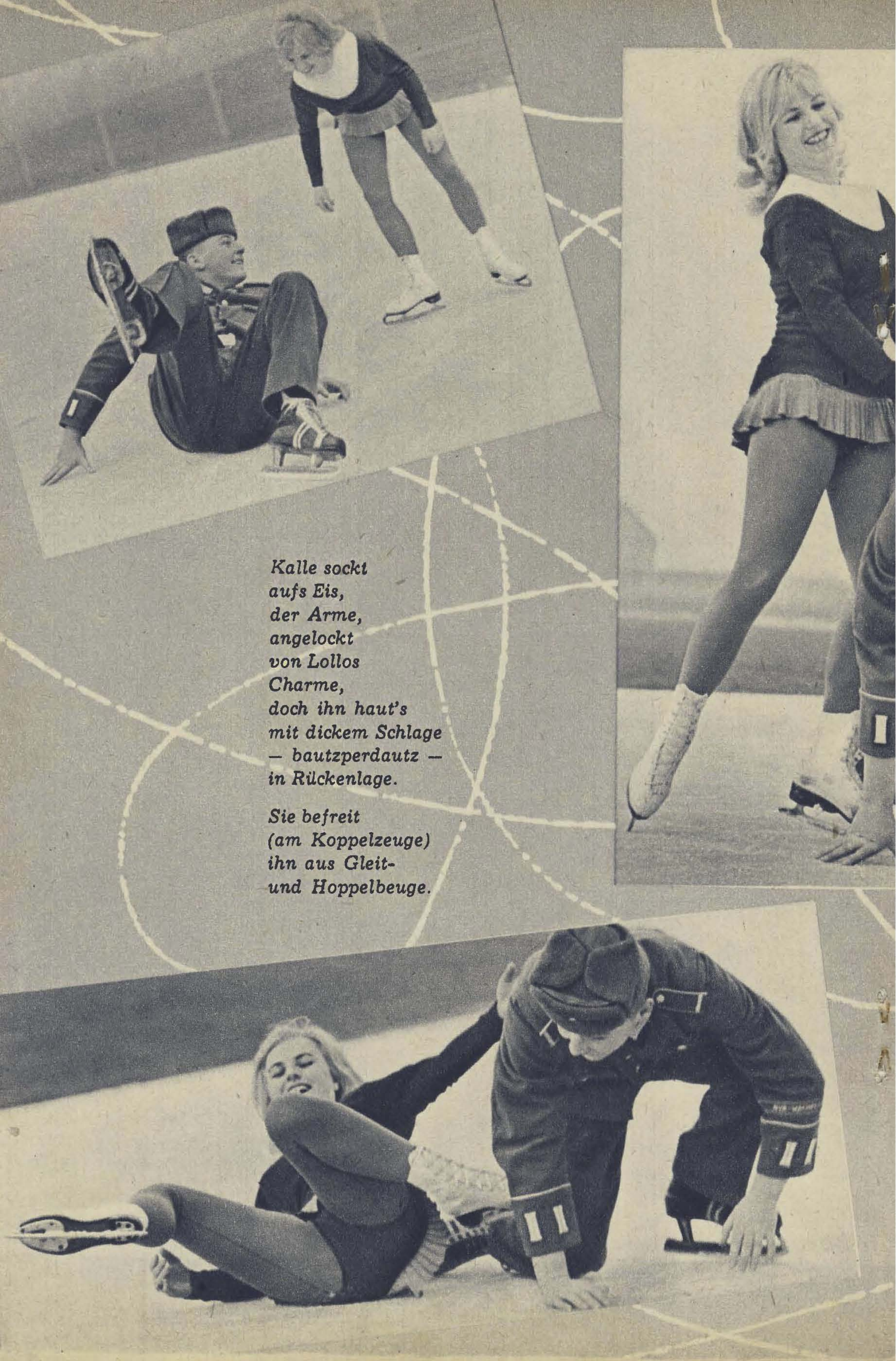
Zuerst will Botschafter Kennedy nicht glauben. Man zeigt ihm die Beweise, die vier Filme. Er greift sofort energisch durch. Er entläßt Tyler Kent und beraubt ihn damit seiner diplomatischen Immunität, so daß er verhaftet werden kann. Während der Haussuchung in Kents Wohnung ruft ein Mann aus der italienischen Botschaft in London an. Italien ist noch nicht im Kriegszustand. Einer der Abwehrleute meldet sich als Kent und kann damit Genaueres über den Weg der Weitergabe der Mikrofilme erfahren. Die Filme gingen im „Diplomatensack" der italienischen Botschaft nach Rom und von dort weiter an die Deutschen. Anna Wolkoff war die treibende Kraft dieser Aktivitäten Kents. Sie war eine deutsche Agentin.

Vor dem Richter verteidigte sich Kent mit einem wirren antisemitischen Redestrom. Er hatte nicht einen Pfennig für seinen Verrat bekommen. Er hatte aus „Idealismus" gehandelt, um zu verhindern, daß das „Weltjudentum" und der „Jude Roosevelt" den Sieg Hitlers aufhielten.

Die englischen Richter, die sonst mit deutschen Spionen nicht viel Federlesens machten und während des Krieges fünfzehn dieser Herren hinrichteten, gingen schonend mit Tyler Kent um und verurteilten ihn nur wegen der vier vorliegenden Filme, obwohl er annähernd tausendfünfhundert streng geheimer Berichte mit dem italienischen „Diplomatensack" nach Rom befördert hatte. Während der Tage von Dünkirchen und des französischen Zusammenbruchs lähmten die Verrätereien von Kent, da er auch den amerikanischen Code weitergegeben hatte, die Arbeit sämtlicher amerikanischen Botschaften, und es dauerte Wochen, bis die Sonderkuriere mit einem neuen Code aus Washington bei den Botschaften eintrafen. Trotzdem bekam er nur sieben Jahre Gefängnis.

Seine Verurteilung löste in den Vereinigten Staaten Protestaktionen antisemitischer Organisationen aus, die ihn zum Märtyrer erklärten. Als er 1945 in die USA zurückkehrte, wurde er wie ein Held empfangen. Er schwieg allerdings und hütete sich, seine Taten zu beschönigen, denn Botschafter Kennedy lebte noch, der imstande gewesen wäre, die Dinge richtig zu stellen.


Ohne Schweiß kein Eis
An der Frau
ist schon was dran!
Aber schau
sie nicht nur an!
Kannst ja lieber
bißchen mittun!
Geh' doch rüber,
Mann, mit Schlittschuhn!



Kalle sockt
aufs Eis,
der Arme,
angelockt
von Lollos
Charme,
doch ihn haut's
mit dickem Schlage
— bautzperdautz —
in Rückenlage.

Sie befreit
(am Koppelzeuge)
ihn aus Gleit-
und Hoppelbeuge.



Zu guter Letzt,
mit viel Geschick,
wählt sie jetzt
'nen Abschlepp-Trick,

bis allhier
die Kleine fällt,
weil er ihr
die Beine stellt.

Der Gefreite
tritt zur Seite
nach der großen
Schlittschuh-Pleite;
aber Lollo
(mit Profil dran)
fängt ein Solo-
Schlittschuh-Spiel an.

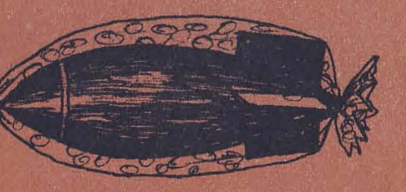
Helmut Stöhr



Bonn-Bonn's

„Weißt Du schon Tünnes, die US-Army wirbt mit folgenden Plakaten: Falls Sie Junggeselle sind, können Sie sich in der Armee in allen Hausarbeiten ausbilden, ein Musterehemann werden oder auch richtiges Verhalten bei einem Abenteuer erlernen." – „Das stimmt schon, Schäl, wenn ..." – „Was – wenn ..." – „Wenn er das Abenteuer überlebt!"

„Du, der Regierungsdirektor a. D. Gehrken sagte in Karlsruhe über die SS-Leute im Verfassungsschutz: ‚Das sind die besten Könner'." – „Dann besteht ja kein großer Unterschied zu denen in Bonn." – „Was sind dann die in Bonn, Tünnes?" – „Das sind die Gönner!"



Zeichnung: Klimpke

„Du Tünnes, der ‚Fränkische Tag' bestätigt, daß Westdeutsche in Vietnam eingesetzt sind. Aber das Verteidigungsministerium behauptet doch, es handelt sich um Entwicklungshelfer?" – „Klar, Schäl, um Kriegsentwicklungshelfer."

„Tünnes, am Nordsee-Gymnasium in Büsam ohrfeigte der Studienrat Endrigkeit einen Schüler, weil dieser den 2. Weltkrieg einen schmutzigen Krieg genannt hatte." – „Klar, Schäl, Endrigkeit ist eben nicht für schmutzige Kriege." – „Aber, Tünnes, wofür denn?" – „Für saubere Bomben!" *H. Lauckner*



(VR Bulgarien)

Ein Stück Himmel für drei

Dramatisches Geschehen auf engstem Raum konzentriert: Bei einer Flußdurchquerung bleibt ein Panzer im Schlamm unter Wasser stecken. Jetzt kommt es für die Besatzung darauf an, zusammenzuhalten, die Nerven nicht zu verlieren, zur Rettung beizutragen. Doch wird das ausgerechnet bei diesen drei Soldaten möglich sein? Zu viel steht zwischen ihnen ... Leutnant Daskalow hat den Sergeanten Minkin zu oft vor der Mannschaft bloßgestellt und sein Selbstgefühl verletzt. Dem Schützen Gospodin gab er Hohn und Spott wegen schlechter Schießergebnisse – er fragte nicht danach, welche persönlichen Sorgen er hatte. Und die beiden wiederum haben ihm sein Mädchen genommen; Magda, die er wirklich liebt, auch wenn ihr Lebenswandel nicht der beste war.

Nur ein winziger Strahl des Außenlichts dringt zu ihnen in den Panzer – „Ein Stück Himmel für drei", wie auch dieser bulgarische Film heißt. Sonst sieht es fast aussichtslos aus: Die Abschlepptrosse riß, mehr als eine Stunde wird es dauern, bis eine neue gebracht werden kann. Zu spät wurde das Funkgerät eingeschaltet; und die Sauerstoffmasken gegen die Motorgase blieben an Land! – Drei Menschen also, die zur Kameradschaft und zur gegenseitigen Verantwortlichkeit finden müssen; und welch besseres Milieu für diese unbedingte Gemeinsamkeit, von der alles abhängt, könnte es geben, als gerade die Armee? *–rg–*



„T 100" als Signalverfolger

Der Transistorempfänger „T 100/101" besitzt Anschlüsse für Plattenspieler (Hü1), Ohrhörer (Hü2) und Schaltuhr (Hü3). Dadurch können NF-Teil und Stromversorgung separat verwendet werden. Um den „T 100" als Signalverfolger für HF- und NF-Signale benutzen zu können, muß man den in der Schaltung gezeigten Tastkopf an die Schaltbuchsen Hü1 und Hü3 anschließen. Im Eingang des Tastkopfes liegt ein umschaltbarer Spannungsteiler (S2), damit bei starken Eingangssignalen der 1. Transistor nicht übersteuert wird. Für diesen sollte ein Typ mit hoher Stromverstärkung und geringem Reststrom verwendet werden (GC 100 bzw. LF 871). Der zweite Transistor in normaler Emitterschaltung kann ein GC 116 bzw. LC 815 sein. Über den Elko 20 μF gelangt die aufgenommene Signalspannung über Hü1 an den Lautstärkeregler im „T 100". Der Anschluß erfolgt über ein abgeschirmtes Kabel mit



Verlag Neues Leben, 1965, 226 S., MDN 5,80

Günter Görlich: Unbequeme Liebe

Es ist nicht Liebe auf den ersten Blick, die die beiden zueinander bringt, und im Grunde beginnt es harmlos, wie so viele Bekanntschaften. Thomas, der Soldat der Volksarmee, und Ingrid, die Pädagogikstudentin, verleben ihren Urlaub in Graal-Müritz, sie kommen sich näher, und es ist nur logisch, daß sie dann ohne viel herumzureden mit Thomas' Motorrad den Aufenthalt verlängern. Eine kleine Entscheidung bahnt sich freilich an, und nicht viel später ist es bestimmt, daß sie einander gehören. Bis dann Ingrid ... Sie lernt Horlander kennen, den Direktor der Schule, an der sie Lehrerstelle zu vertreten hat. Und wieder beginnt es unscheinbar, und hier eigentlich gegen ihren Willen. Horlander imponiert ihr bedeutend weniger als Thomas, der jetzt Reservist ist. Ein böser Streit, in dem sie verwickelt ist und der sich noch ausweiten wird, hilft, die ersten Fäden zu knüpfen. Horlander hilft ihr nicht; privat gibt er ihr recht, doch offiziell weicht er einer Entscheidung aus. Das scheint er seiner Stellung schuldig. Aber er ist ehrlich ihr gegenüber. Unumwunden gesteht er seine Schwäche, doch seine Schule ist „vorbildlich“, er sonnt sich in Auszeichnungen und Belobigungen, was ihn jedoch hinderte, eine eigene Meinung zu haben. Ingrid verläßt Thomas, und die Schwarzmeerreise unternimmt sie mit Horlander, und der hat die gemeinsame Kabine auf dem Schiff nur bekommen, weil er vorgibt, es werde eine Hochzeitsreise sein. Nun, er wird Ingrid nicht heiraten, was nicht an ihm liegt, und es wird nicht einmal eine Traumreise sein. Horlander flieht vor seiner Verantwortung in eine neue Position, und Ingrid bleibt zurück, doch nicht allein, denn sie erwartet ein Kind.

Das ist die Geschichte dreier junger Menschen aus unseren Tagen, doch schrieb uns Görlich nicht nur eine Liebesgeschichte ohne Happy-End. Der Autor vermittelt keine Lösungen, und er meidet auch, Urteile zu fällen oder gar zu verurteilen. Freilich spart er manchmal zu viel aus. So wird dem Leser ein Buch gegeben, das sich leicht und schnell liest, das ihn unruhig macht und zum Nachdenken anregt, eben weil Görlich hineingeht ins Leben und sich gar nicht erst müht, etwas vorzustellen, was nicht ist.

I. Thomas



OBERLEUTNANT ERHARD BRAUN

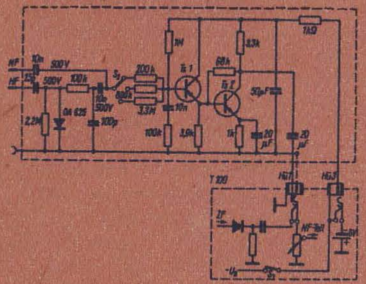
Geboren: 13. April 1940, Beruf: Hauer, Klub: ASK Vorwärts Crimmitschau, größte sportliche Erfolge: Spiele in der A-, B- und Juniorennationalmannschaft, 4mal 3. Platz bei den Deutschen Meisterschaften mit dem ASK.



In traditionsreicher Eishockeygegend aufgewachsen, jagte Erhard Braun schon als 10jähriger Steppke dem kleinen Puck nach, bald sogar mit recht viel Erfolg: In Frankenhausens Pioniermannschaft wurde er zweimal deutscher Meister und später, in der Jugend, „Junge-Welt“-Pokalsieger.. 1957 meldete er sich freiwillig zur Nationalen Volksarmee. Er diente in Leipzig und in Erfurt, wo er in der ASG auch Eishockey spielte. Schon 1958 wurde das 18jährige Talent zum Armeesportklub delegiert – damals noch in Berlin stationiert. Heute ist der große, stämmige Stürmer durch seinen Trainingsfleiß, seine beständigen Leistungen und durch seine aktive gesellschaftliche Arbeit als Mitglied der Parteileitung der Mannschaft eine der Stützen des Kollektivs.
In dieser Saison hofft er, sich mit seinen Nebenspielern des ersten ASK-Sturmes, Kratzsch und Fuchs, einen Stammplatz in der Nationalmannschaft zu erkämpfen. Daß der Name Braun auch in weiterer Zukunft in den Eishockeyspalten der Sportpresse zu finden sein wird, dafür werden sicher Bruder Frank, der in der Crimmitschauer Jugendmannschaft und der DDR-Jugendauswahl stürmt, und vielleicht auch Sohn Uwe, der als 6jähriger schon seine ersten Schlittschuhschritte unternimmt, sorgen.

Wl.

Tastkopf für den Transistorempfänger „T 100“ als Signalverfolger



dem passenden Klinkenstecker, wobei über die Abschirmung der Pluspol der Batterie geführt wird. Mit einem gekürzten Klinkenstecker kommt man über Hü3 an den Minuspol der Batterie.
Wer mehr über die Anwendung des Signalverfolgers wissen will, und wer noch andere interessante Bauanleitungen und Informationen aus der praktischen Elektronik wünscht, der besorge sich das im Deutschen Militärverlag erschienene „Elektronische Jahrbuch 1966“ zum Preis von 7,80 MDN (388 Seiten, 305 Bilder).

Ing. Schubert



Der „Platz des Schwarzen Sterns" in Accra war am 1. Juli 1965, dem fünften Jahrestag der Republik Ghana, Schauplatz einer farbenprächtigen Militärparade.

Abschied von der ALTEN Feuerstelle

Von KARL-HEINZ GRÄFE, Accra

Squadron Leader Charles B., Pilot einer kleinen, einmotorigen Militärmaschine der Luftstreitkräfte Ghanas, drehte sich zu uns um, nickte uns freundlich zu und deutete nach unten: Unter uns brachen sich die Wellen des Atlantik und liefen den weißen, von Palmen bestandenen Sandstrand Westafrikas hinauf.

Ich mußte daran denken, wie ich an einem Sonntag dort unten in der Brandung zum ersten Mal Matrosen der ghanesischen Marine kennengelernt hatte. Wir hatten vor der sengenden Sonne im Schatten einer Palme Schutz gesucht und beobachteten ein Küstenschutzschiff. Es hatte ein Boot ausgesetzt, das mit voller Ruderkraft Kurs auf den Strand nahm. Wir sahen interessiert zu, denn es ist ein Kunststück, die erste, drei Meter hohe Brandungswelle unangefochten zu durchfahren. Die ghanesischen Fischer mit ihren schlanken Kanus haben es darin zu einer wahren Meisterschaft gebracht.

Jedenfalls sahen wir, wie das Boot, anstatt mit dem Bug die Welle scharf zu durchschneiden, sich plötzlich querstellte, mit voller Wucht von den Wassermassen erfaßt wurde, sich überschlug und in der schäumenden Gischt ver-

schwand. Wir sahen auch die mit Schwimmwesten versehenen Matrosen, die sich mit einem Hechtsprung vor dem schweren, niedersausenden Boot in Sicherheit brachten.

Da ist Not am Mann, dachten wir und stürzten uns ins Wasser. Wir näherten uns vorsichtig dem heranschwimmenden, voll Wasser geschlagenen Boot und hievten es zusammen mit den Matrosen an den Strand. Während diese das Wasser ausschöpften, bedankte sich der Steuermann und Ausbilder höflich für unsere Hilfe. „Aber", so fügte er schmunzelnd hinzu und wischte sich das scharfe Salzwasser aus dem Gesicht, „wir hatten eigentlich ohne fremde Hilfe auskommen wollen. So steht es in unserem Ausbildungsplan. Und das Kentern in der Brandung war eingeplant!" Jedenfalls, so meinte er, hätten sich alle Beteiligten glänzend bewährt.

Diesmal befand ich mich nun in der Luft – aber nicht, um Ghanas fliegendes Personal kennenzulernen. Die Aufmerksamkeit der in der Maschine mitfliegenden sieben Journalisten galt vielmehr einer Pionierkompanie, die unter Führung von Major Coker-Appiah eine Spezialaufgabe zu erfüllen hatte: Es galt, innerhalb von zwei Wochen 600 Menschen aus 30 kleinen, unwegsamen Ansiedlungen in der afrikanischen Savanne vor steigenden Wasserfluten des Volta-Flusses zu schützen und umzusiedeln.

Die Ursache des steigenden Wassers sahen wir, als die Maschine rund 100 Kilometer nördlich von Ghanas Hauptstadt Accra zu kreisen begann, und der Pilot wiederum nach unten deutete. Unter uns lag der Volta-Strom, gesperrt durch eine mächtige Barriere: Ein 600 Meter langer Staudamm gebot dem größten Strom Ghanas auf seinem Weg nach Süden, zum Atlantik, Halt. Ein großes Elektrizitätswerk ist hier im Bau. Es wird in Kürze den ersten Strom für die junge, sich entwickelnde Industrie des Landes liefern. Nördlich der Staumauer ist ein riesiger See im Entstehen, dessen Wasser die Turbinen des Elektrizitätswerkes speisen werden.

Aber mit dem Steigen des Sees werden rund 600 Dörfer im Wasser verschwinden, 80 000 Menschen müssen umgesiedelt werden. An manchen Stellen ist das Wasser unerwartet schnell gestiegen. Dörfer wurden vom Wasser eingeschlossen, ihre Einwohner von der Außenwelt abgeschnitten. Dringende Hilfe war notwendig. Eine Pionierkompanie hat deshalb den Befehl erhalten, mit ihren Sturmbooten, Pontons und Flößen einzugreifen. In der Nähe einer in den Busch geschlagenen Graspiste, auf der unsere Maschine landet, erteilt Major Coker-Appiah seine Befehle. Die Pioniere, angetan mit leichter Khaki-Uniform und mit dem ebenso leichten, als Sonnenschutz unerläßlichen Hut, gehen umsichtig an die Arbeit.

Noch während die Tropennacht über dem Wasser liegt, haben die Pioniere mit ihren Booten abgelegt und erreichen im Morgengrauen die ersten Dörfer. Von den Bewohnern werden sie bereits sehnsüchtig erwartet. Aber es gibt auch gemischte Gefühle. Heißt es doch Abschied nehmen von der vertrauten Umgebung, den Stätten der Kindheit, der alten Feuerstelle, wo seit eh und je in einem großen schwarzen Topf Yamswurzel, Mais, Mehlbananen und Bohnen mit scharfem rotem Pfeffer zubereitet wurden. Doch die Fahrt zum neuen Wohnort ist kein Gang ins Ungewisse. Nachdem die Bewohner, zuerst auf dem Wasserwege, dann mit Lastkraftwagen, ihre neue Ansiedlung erreicht haben, schlagen die letzten Zweifel in Freude um. Neue, mit glänzenden Aluminiumdächern bedeckte Bungalows, von der Regierung erbaut, empfangen die Familien. Die Armeelastwagen haben auch Nahrungsmittel herangeschafft, die ausreichen, bis auf dem Neuland die erste Ernte herangewachsen ist.

Später wird hier auch Fischfang möglich sein; denn die neuen Dörfer sind am künftigen Ufer des Stausees errichtet worden.

Die Aktion der Pionierkompanie ist beendet. Major Coker-Appiah kann melden, daß die Umsiedlung reibungslos und ohne Unglücksfälle verlaufen ist. Und als wenig später der Präsident der Republik Ghana, Dr. Kwame Nkrumah, in einer Rede vor dem Parlament sich anerkennend über die Leistungen der Armee äußert, weiß der Major, daß damit auch seine Kompanie gemeint ist.

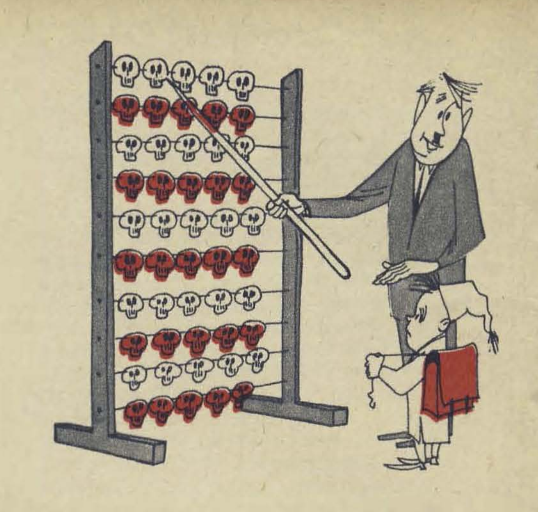
„Unsere Armee ist dazu da, das Territorium Ghanas zu schützen", sagt der Präsident. „Aber eine ihrer wichtigsten Aufgaben ist es auch, bei der Verwirklichung von nationalen Entwicklungsprojekten mitzuhelfen."



Auf dem Dienstplan der ghanesischen Flieger steht nicht nur die militärische Ausbildung. So wie alle Teile der Armee, leisten auch die Luftstreitkräfte ihren Beitrag zur Entwicklung der Republik.

Die Beine der Hohenzollern

Schulaufsätze dreier Generationen



Heinrich Förster, Prima 6. 5. 1901

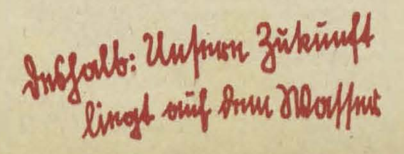
Die Beinstellung der Standbilder in der Siegesallee

Im Gesicht ist der Charakter eines Menschen ausgeprägt, doch erlaubt auch die Stellung der Beine bei einem Standbild einen Schluß auf den Menschen.

Am häufigsten finden wir, daß ein Bein vorgestellt wird. Sehen wir zum Beispiel das Denkmal Albrecht des Bären an. Das kräftig durchgedrückte Standbein weist sofort auf eine energische Persönlichkeit hin. Ein Blick auf das Spielbein unterstützt noch diese Annahme. Wir sehen unter dem Fuße die Maske eines Kriegers, auf die Albrecht zum Zeichen des Sieges seinen Fuß setzt. Hierdurch werden wir an Albrechts harte Kämpfe mit den Wenden erinnert, aus denen er, dank seines unbeugsamen Wesens, als Sieger hervorging. Weist also die Stellung des Standbeins auf Albrechts Beharrlichkeit hin, so ist die Stellung des Spielbeins ein treffliches Ausdrucksmittel: Albrecht tritt mit seinem Bein schonungslos seinen Gegner nieder und zeigt sich dadurch als der Überlegene.

Friedrich Wilhelm hat das linke Bein zum Schritt vorgestellt, das rechte Bein ist sanft gebeugt und ruht nur mit der Spitze des Fußes auf dem Boden. Hier haben wir nicht Friedrich Wilhelm nach den Stürmen der Freiheitskriege vor uns. Das ist der jugendlich elastische Gatte, dessen Kraft noch ungebrochen ist.

Außer diesen beiden Stellungen finden wir auch Denkmäler, wo das eine Bein über das andere geschlagen ist; so z. B. bei Heinrich dem Kinde und Joachim Friedrich. Aus dieser Stellung ersieht man, daß keiner der beiden sich durch große kriegerische Taten ausgezeichnet hat. War Heinrich hieran durch seine Jugend gehindert, so liebte es Joachim Friedrich, mehr durch diplomatische Verhandlungen zu erreichen als mit dem Schwert. Das dritte Denkmal, das diese Beinstellung aufweist, ist das Friedrich Wilhelm II. Hier verrät die lehnende Stellung geradezu einen Mangel an Tatkraft. Übereinstimmend finden wir also bei allen drei Denkmälern in dieser Beinstellung mehr einen ruhigen und friedlichen Sinn als festen Entschluß zum Handeln.



Wie es Kaiser Wilhelm der Zwote befohlen hatte, wurden 1900/01 auf der Berliner Siegesallee in Marmor seine 32 Hohenzollernahnen aufgestellt. Ein Oberlehrer aber, bis zum kleinen Zeh ein Untertan und eilfertig, ein Oberlehrer am Joachimthalschen Gymnasium zu Berlin stellte seinen Primanern nebenstehendes Aufsatzthema. Ein verrückter Einfall? Eine Majestätsbeleidigung sogar, mit der kaum irgendein Vorgesetzter einverstanden gewesen sein konnte? Eine Majestätsbeleidigung in der Tat! Denn war der Kaiser irgendein Vorgesetzter? Denn er ließ sich die Aufsätze kommen und zensierte vier eigenhändig und wohlwollend. Am deutschen Wesen sollte die Welt genesen; das deutsche Wesen aber reichte von Kopf bis Fuß, vom Monarchen bis zum Pennäler. Der Oberlehrer stand fest mit beiden Beinen fast wie Albrecht der Bär in „seiner“ Zeit, und auch der Primaner war nicht auf den Kopf gefallen! Wie er doch Albrecht seine Feinde schonungslos zertreten läßt! Was ein „echter Teutscher“ ist — der darf sich auch nicht anlehnen, der muß treten, schlagen, stechen! Immer feste druff auf die Feinde, auf die Wenden und das übrige Geschmeiß an Ostvölkern. Und ein kriegerischer König — das ist ein guter König, ein friedfertiger König dagegen ein verfehlter und kein Mann. Das ist ein Waschweib, bestenfalls ein Hampelmann! Man sage nicht: Die Schüler schreiben Aufsätze so, wie die Lehrer sie lesen wollen und nicht wie sie denken. Die Generation der Försters zog 12 Jahre später fast ohne Murren, ja zumeist sogar mit Hurrah und Tschibumm für Ihro Majestäten von Hohenzollern und Krupp ins Feld.

Horst Eifer April 1938

Erlebnis einer deutschen Landschaft

Quer über den Säuling geht die Grenze. Die Leute, die drüben wohnen, sprechen die deutsche Sprache, pflegen eine deutsche Kultur, fühlen sich als Deutsche, und trotzdem soll der Boden, den sie beackern, nicht zu den deutschen Landen gezählt werden? Man verzeihe mir, wenn ich es trotzdem so nenne.

Horst Menge Ostern 1938

Persönlichkeit und Gesellschaft

So wurde (mit Entstehen d. Marxismus, d. R.) der einzelne zu einem bedeutungslosen Etwas, zu einem kleinen Floh in der riesigen Menschheit. Die halben weißen und schwarzen Brüder sind einander plötzlich alle gleich. Abstufungen und Wertungen gibt es nicht. Der Einzelne bekommt seinen Anteil an der Verteilung, aber was er heute erhält, wird ihm morgen schon wieder genommen: Denn Eigentum ist Diebstahl. Bei der Durchführung dieser Theorien zeigt sich, daß die Genossen den Diebstahl mit Freuden betreiben, und es entsteht aus den ursprünglich sicher erklärlichen, aber dummen Ansichten über die Gleichheit aller Zeitgenossen die gemeine Lüge des Sowjetstaates, bei dem Betrüger sich zum Herren eines Volkes gemacht haben. ~~Bis plötzlich der Nationalsozialismus die entscheidende Wendung mit seiner Rassenfrage gebracht hat.~~

Lothar von Saleski 1940

Warum ich Regisseur werden will

Trotzdem darf eines nicht unerwähnt bleiben – die Rasse. Diese hat einen großen Anteil am Menschen, wenn nicht den größten. Ich habe deutsches, z. T. auch polnisches Blut in meinen Adern. Ich fühle wie ein Deutscher, handele auch so, jedoch mein Temperament ist heiß, wild, stürmisch, nichts neben sich duldend und schließlich auch verlangend. Wenn das Temperament spricht, hilft keine Vernunft. Ich könnte zitieren: Zwei Seelen wohnen ach in meiner Brust. – Will ich nun Vorbild sein, oder ist dies nur gemeiner, verabscheuungswürdiger Geltungstrieb?

„... und nie vergessen, die Schultüte verpflichtet!"





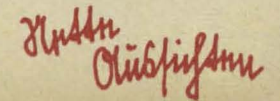
„Nicht umsonst bringen wir dir das Abc bei!" Zeichnungen: Arndt

Dies sind Abituraufsätze aus dem Friedrich-Werderschen Gymnasium zu Berlin. Die Abiturakten waren noch aufzufinden. Die Abiturienten nicht mehr. Sie zählten zur Generation um das Geburtsjahr 1920, die der Krieg am stärksten dezimiert hat.

Dabei fing in den Aufsätzen der Krieg nach jedermanns Geschmack an. Sogar mit Landschaftsschilderungen und „Man verzeihe mir". Man verzeihe dem Abiturienten Eifer, falls er den Blick von der erlebten Landschaft über die Grenze zur unerlebten nur tat, weil er mit einer guten Note liebäugelte. Sicher aber war es kein heuchlerischer Blick, sicher aber glaubte er an das deutsche „Recht" auf den Acker jenseits der Grenze. Man verzeihe aber auch uns, wenn wir bei alldem Westdeutschland im Auge haben.

Menge wählte nicht das politische Thema. Unsere Leser sind Manns genug, seine „sicher erklärlichen aber dummen Ansichten" nebst ihrer Funktion als geistigen militärischen Aufmarsch zu durchschauen. Uns verzeihe man, daß wir nur den letzten Satz streichen und wieder an Westdeutschland denken!

Der dritte ist der erschütterndste Aufsatz. Wo 1938 die Mitschüler bereits auf ihr Blut pochten, wo 1939 die Polen als Banditen, Mörder und Schwächlinge verschrien wurden, von den Freunden gemieden, von den übrigen verachtet und beschimpft – da ist jedes Wort ein Aufschrei, eine Bitte, Ausdruck des Komplexes angeblich minderwertigen Blutes und der Flucht ins Exzentrische. Der Lehrer aber fand für diesen Getretenen, ja psychisch Kranken die zynischen Worte:



Jakob Hochberg April 1938

Deutschlands geopolitische Lage

Die Lage Deutschlands ist aber auch für die Wirtschaft nicht besonders gut. Es fehlt an vielen Rohstoffen. Da Deutschland auch einen großen Überschuß an Menschen hat, muß es sich ein Land suchen, das beidem genügt.

Horst Harwardt ~~März 1965~~ April 1938

Die Notwendigkeit der allgemeinen Wehrpflicht

Diese Wehrmacht verteidigt das deutsche Land und den deutschen Boden. Der Bauer kann seiner Arbeit nachgehen, zum Wohle seines Volkes. Die Grundbedingung für dieses Schaffen ist der Frieden, und um diesen zu verteidigen, marschiert der Handwerker neben dem Studenten, der Bauernsohn neben dem Arbeiter.

Ein ungenanntes Mädchen 1964

Was weißt du über den Krieg?

Als Fliegeralarm war, sagte Hitler zu den vielen Menschen: Alle in die Bunker. Sie wurden eingeschlossen. Dann hatte Hitler alles dicht verschlossen und hatte Gas in den Bunker reingemacht. Dadurch kamen viele Menschen ums Leben.

Manfred Schw. Juni 1965

Mein schönstes Ferienerlebnis

Eines Morgens fuhren wir mit einem Jeep zum Übungsgelände Deutsch Evern. Wir wollten den Grenzern bei der Ausbildung zusehen. Nach 15 Minuten Fahrt standen wir nun am Rande des riesigen Geländes. „Gut festhalten", riet unser Fahrer: „Die Straßen sind hier anders." Nach 60 Sekunden hielt ich unseren Fahrer für einen Komiker, von Straße konnte keine Rede sein. Es ging durch aufgewühlte Dreckmassen, Gebüsch, riesige Pfützen. Berge rauf und wieder runter. Nach drei Minuten gab ich auf, überhaupt noch zu denken. Der Fahrer setzte uns auf einem einsamen, unbewachten Hügel ab. Was sollten wir hier? Keine Menschenseele war zu sehen. Auf einmal glaubten wir zu spinnen. Seit wann können Büsche laufen! Doch dann merkten wir, daß es getarnte Grenzer beim Stellungswechsel waren. Das war eine Überraschung. Die Grenzer machten nun eine Pause. Ich fragte, ob ich ein Mg mal haben könnte. Ein Ausbilder erklärte uns die Waffe. Dann drückte er sie mir in die Hände. Plötzlich glaubte ich ein anderer Mensch zu sein. Solche Kraft schien von der Waffe auszustrahlen. Ich fühlte mich stark genug, notfalls ganz Rußland damit zu erobern. Dann setzte ich einen Stahlhelm auf und übte mit dem Mg Stellungswechsel. Anschließend schoß ich auf einen imaginären Feind. Der „feindliche Angriff" wurde natürlich abgeschlagen. Ich war restlos begeistert, deshalb gab ich die Waffe nur widerwillig ab.

Beide Aufsätze wurden wahrhaftig an einer Schule, in einem Jahr, in einem Jahrgang, 1938 geschrieben. Warum verblüfft vielleicht manchen diese Wahrheit? Indem wir wieder und wieder schonungslos die faschistischen Kriegsziele aufdeckten, ist bei manchem der Eindruck entstanden, als seien die Nazis plump gewesen, als hätten sie es nicht nötig gehabt, sich in den Mantel der Unwahrheit zu hüllen: Wer also meint, die Generale der Bundeswehr seien friedliche Herren, weil sie vom Frieden reden, der lerne aus diesen Aufsätzen.

Für das Mädchen, dessen Aufsatz in den Jugendbericht an den Bundestag gelangte, ist Hitler der „schwarze Mann". Er allein! Andere Kinder hätten indes kein Wort über ihn geschrieben. Eine Umfrage in einer hessischen Gewerbeschule ergab, so unglaublich das auch klingen mag, daß 50 Prozent der Schüler nicht wußten, wer Adolf Hitler war. Andere antworteten: „Österreichischer Reichspräsident — Gefreiter — Sohn einfacher Eltern — baute die Autobahnen." So unterschiedlich diese Meinungen — so eindeutig aber ihre Quelle: eine auch schulische Erziehung, die die Verbrechen des „dritten Reiches" verkleinert, verniedlicht und den Rest dem Adolf Hitler allein zuschreibt. Eindeutig aber auch das Ziel: Hitler ist ein Mörder — aber der General und der Herr Bankier sind ehrenwerte Männer.

Die gegenwärtigen „schwarzen Männer" sind die „Russen", oder die Kommunisten. Vor ihnen muß man sich gruseln, es sei denn, man hat ein Gewehr, dann kann man „notfalls sogar ganz Rußland erobern". Aber vielleicht ist Manfred Schw. nur eine Ausnahme, hat er einen verknöcherten Vater oder einen zwar ewiggestrigen, jedoch hoffnungslosen Außenseiter zum Lehrer? Dies erklärten die westdeutschen Kultusminister in den „Empfehlungen für die Ostkunde": „Das ganze Erziehungs- und Bildungssystem muß den Aufgaben gerecht werden, vor die unser Volk durch den Einbruch des Sowjetsystems in Mitteldeutschland ... gestellt worden ist." Und Dr. Lehmann, Leiter der „Fachstelle für Ostkunde", forderte noch deutlicher, daß es darauf ankäme, „den Anspruch auf die unaufgebbaren Gebiete wachzurütteln und die Jugend für eine neue Ausfahrt im Auftrage Europas vorzubereiten".

WEST-DEUTSCHER LEBENS-LAUF



in mehreren Meilensteinen

SCHULZEIT

Zuerst naht Lehrer Kapp mit frommer Güte,
kredenzt den Schülern eine Zuckertüte
und lehrt sie Schreiben und ein bisserl Lesen,
vermittelt kiloweise Deutsches Wesen,
verfälscht bewußt die jüngere Geschichte
und rezitiert pathetische Gedichte,
die alle auf den bösen Osten zielen
– er lehrt sie also auch mit Feuer spielen!

LEHRZEIT

In diesem Sinn verläuft dann auch die Lehre.
Der Unternehmer kläfft von Deutscher Ehre,
wobei er seine jungen Kerls verpflichtet,
daß keiner auf sein Heimatrecht verzichtet!
Und sonntags hört man zirka tausend Gören
den Satz vom „Heim in die Sudeten" röhren.
Und wenn sie, transparentbewehrt, krakeelen,
dann recken sich in Bonn die schwarzen Seelen!

DIENSTZEIT

Den Clou des Lebens bildet Kriegsherr Hassel.
Er spricht vom Weltkrieg und dem Mordsschlamassel
und wie die Väter stritten und parierten
und fast bis an die Moskwa reterierten
und nur aus Daffke plötzlich heimwärts schwirrten,
weil sie sich bloß mal in der Richtung irrten.
Die heute noch an jenem Wegrand liegen,
hat Mister Hassel peinlichst totgeschwiegen!
So steht er da, der Bundeswehrsoldate,
Gewehr bei Fuß, im Revanchistenstaate
und zieht sich unter seiner Heldentüte
die Bonner Kriegsparolen zu Gemüte:
Auf nach Stettin! Und Leningrad erobern!
– und was sie sonst an Wahnsinn ausbaldowern.
Sie möchten's halt zum dritten Mal probieren.
Sprung auf, marsch marsch!

UND NICHT DEN KOPF VERLIEREN!

A. Schiffers

Mit dem Knobelbecher durch Europa

Knobeln, oder besser: raten Sie, in einem Würfelspiel aus welcher Zeit Kinder folgende Spielerläuterungen finden:

Spieler gelangt ...

... auf Feld 36 und „findet die polnischen Bauernhöfe in der Umgebung von Lemberg in sowjetrussische Kolchosen verwandelt".

... auf Feld 48 und „kreuzt den von Zwangsarbeitern erbauten Stalinkanal ..., dessen Schaffung mehr als hunderttausend Menschen das Leben kostete".

... nach Reval (Tallinn) und „sucht vergeblich nach dem Schicksal deportierter Freunde".

... Bukarest und „kann die aus ihren Wohnungen deportierten alten Freunde nicht mehr finden".

Das SPIEL ist eine Form des Lernens bei Kindern und Jugendlichen.

DAS Spiel ist die Umschlagseite des für westdeutsche Schulen empfohlenen „Europabuches für die Jugend" (Welt in Wort und Bild-Verlag Heuft, Köln).





Major Dipl.-Ing. B. Pol
Major Dipl.-Ing. H. Schmittchen

PANZER im Schnee

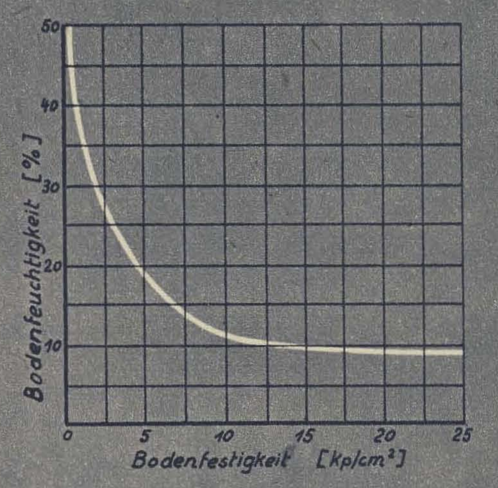


Abb. 1: Abhängigkeit der Bodenfestigkeit von der Bodenfeuchtigkeit.

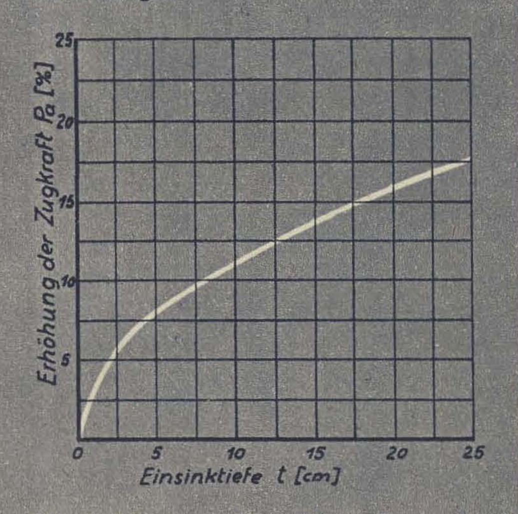


Abb. 2: Erhöhung der Zugkraft beim Wenden in Abhängigkeit von der Einsinktiefe der Ketten.

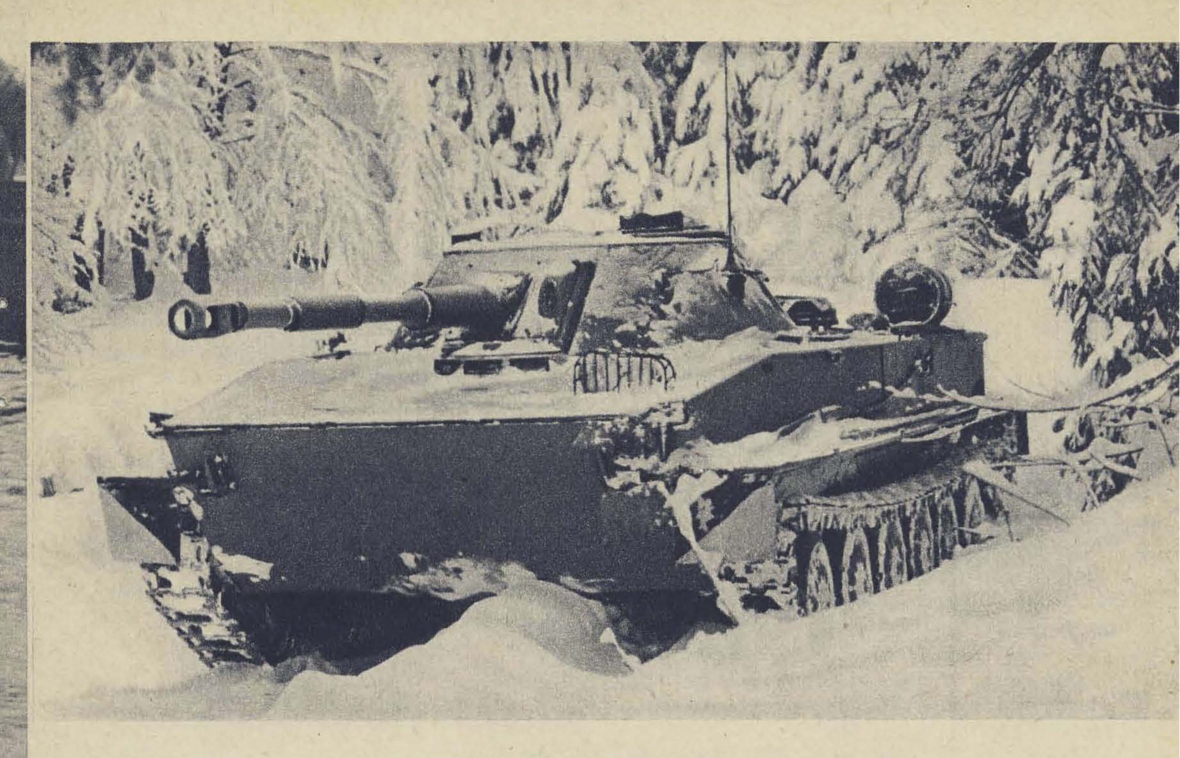


Wie extrem breite Gleise zeichnen sich die Spuren der Panzerketten im Schneefeld ab. Dort, wo einer der stählernen Kolosse wendete, könnte die Drehscheibe sein. Gleise, Drehscheibe? Sind denn Panzer Schienenfahrzeuge? Die Frage ist berechtigt. Hinsichtlich der Arbeitsweise des Laufwerkes eines Panzers oder eines anderen Kettenfahrzeuges kann man sie durchaus stellen, wenn auch ein Panzer nichts mit Schienenfahrzeugen direkt zu tun hat.

Im Gegensatz zu Räderfahrzeugen, bei denen sich die Räder unmittelbar auf der Fahrbahn abstützen, bewegen sich die Laufrollen der Panzer auf Ketten, die eine Art Gleis bilden. Die Laufrollen sind somit die eigentlichen (nicht angetriebenen) Räder des Panzers und die Gleisketten die „Rollbahn" aus Metall, auf der der Panzer entlangfährt. Diese Rollbahn wird als ein aus einzelnen Gliedern zusammengesetztes endloses Band vom Panzer selbst ausgelegt und nach dem Überrollen wieder aufgenommen.

Die Ketten haben aber nicht nur die Aufgabe die Rollbahn für die Laufrollen zu bilden, sondern sie übertragen gleichzeitig, zusammen mit den Antriebsrädern, die Zugkräfte des Panzers auf die Fahrbahn. Beide Antriebsräder sind bestrebt, die Ketten unter den Laufrollen hervorzuziehen und bewirken dadurch das Entlangrollen des Panzers auf seinen Gleisketten.

Rollbahn und Übertragung der Zugkraft sind stark vom Zustand des jeweiligen Untergrunds



und von der Konstruktion des Laufwerkes abhängig, denn beim Überfahren der einzelnen Kettenglieder durch die Laufrollen tritt, besonders im weichen Untergrund, eine Verformung des Bodens auf. Sie vergrößert sich, je höher die Bodenfeuchtigkeit ist (Abb. 1).

Wie sieht das nun unter winterlichen Verhältnissen aus? Ist das Gelände schneebedeckt, hängt die Bodenverformung von der Schneehöhe und von der Lufttemperatur ab. Bei niedrigen Temperaturen und geringer Schneehöhe treten keine wesentlichen Unterschiede gegenüber festen Böden auf. Eine hohe Schneedecke dagegen wird ungefähr auf die Hälfte zusammengedrückt. Die Gleisketten sinken ein, der Fahrwiderstand des Panzers erhöht sich und kann nur durch eine größere Zugkraft überwunden werden.

Die Einsinktiefe darf im allgemeinen die Bodenfreiheit des Panzers nicht übersteigen, da sonst das Fahrzeug steckenbleiben kann. Die Besatzung wird sich also der gleichen Hilfsmittel bedienen müssen wie beim Überfahren versumpften Geländes. Besonders Schneeverwehungen über einen Meter Höhe können leicht zum Verhängnis werden. Deshalb sind sie möglichst mit hoher Geschwindigkeit zu überwinden, weil dabei das Beharrungsvermögen des Panzers ausgenutzt wird. Das Einsinken der Ketten erhöht nicht nur den Fahrwiderstand bei Geradeausfahrt, sondern wirkt auch beim Wenden negativ. Deshalb sind unnötige Lenkbewegungen zu vermeiden. Wendungen führt man im kleinen Winkel (mit mehrmaligem Abbremsen) aus. Große Wendungen am besten in mehreren Etappen, denn das Einsinken der Gleisketten erhöht das Lenkverhältnis des Panzers.

Das wiederum steigert den Wendewiderstand und erfordert demzufolge eine höhere Zugkraft an der Außenkette des Panzers (Abb. 2). ▶

Fahrbahn	Haftkoeffizient	Koeffizient des Wendewiderstandes
Gefrorener Boden (Schneedecke 50 . . . 100 mm)	0,25 . . . 0,30	0,20 . . . 0,30
Asphalt (mit nassem festgefahrenem Schnee bedeckt)	0,40 . . . 0,50	0,40 . . . 0,50
Fester Schnee (über 300 mm)	0,50 . . . 0,60	0,60 . . . 0,70
Pulverschnee (über 300 mm)	0,60 . . . 0,80	0,70 . . . 0,80
Sand (Feuchtigkeitsgehalt über 15 Prozent)	0,60 . . . 0,70	0,70 . . . 0,80

Diese erhöhten Zugkräfte müssen durch die Bodenhaftung der Gleisketten übertragen werden. Dabei muß die Haftkraft stets größer oder im Grenzfall gleich der Zugkraft sein. Wird diese Bedingung nicht eingehalten, dann rutschen die Ketten, und der Panzer kann sich nicht mehr fortbewegen oder wenden.

Vollkommen anders verhält sich der Panzer beim Wenden auf hartgefrorenen und vereisten Fahrbahnen. Hier kann das Fahrzeug schon bei relativ geringen Geschwindigkeiten oder bei scharfen Lenkbewegungen ins Schleudern geraten und aus der Kurvenbahn getragen werden.

Die Spurbildung im tiefen Schnee durch die Ketten des Panzers und ihre Einsinktiefe sind sehr stark vom Bodendruck der Kettenauflage abhängig. Aber auch der Bodendruck hängt von der Einsinktiefe ab. Bei der Bestimmung des mittleren Bodendrucks nimmt man allgemein an, daß das Gefechtsgewicht des Panzers gleichmäßig auf die Auflagefläche der Ketten verteilt ist. In Wirklichkeit ist das aber nicht so. Das Kettenglied, das sich direkt unter der Laufrolle befindet, wird stärker an den Boden gepreßt als die Glieder, die zwischen den Laufrollen liegen. Dadurch kommt es, vor allem im weichen Schnee, zu einer Wellung der Kettenauflage (Abb. 3a). Auf Grund dieser Erscheinung erfolgt eine Verkürzung der Kette im oberen Kettentrum und der obere Teil der Kette wird dadurch stärker gespannt. Um zu hohe Spannungen der Kette zu vermeiden und den damit verbundenen Verschleiß der Kettengelenke zu verringern, wird die Kette allgemein für solche Bedingungen lockerer gespannt.

Eine bessere Bodendruckverteilung versucht man auch durch konstruktive Maßnahmen zu erreichen. Hauptsächlich laufen die Bestrebungen darauf hinaus, das Gewicht des Panzers auf mehrere Laufrollen zu verteilen. Zu diesem Zweck werden entweder kleine Laufrollen in größerer Anzahl in einer Reihe angebracht (Abb. 3b) oder Laufrollen mit großem Durchmesser gestaffelt oder geschachtelt angeordnet (Abb. 3c). Reihenlaufwerke mit kleinen Laufrollen haben aber den Nachteil, daß zusätzliche Stützrollen den oberen Kettentrum abstützen müssen. Gewöhnlich tritt dabei ein größerer Kettendurchhang auf, der die Gefahr des „Schlagens" der Ketten bei hohen Geschwindigkeiten vergrößert. Kleine Laufrollen bieten gegenüber solchen mit großem Durchmesser weniger Schutz beim Beschuß des unteren Teiles der Wanne. Darüber hinaus entstehen bei hohen Geschwindigkeiten relativ große Umfangsgeschwindigkeiten an den kleinen Laufrollen, die zu einer größeren Wärmeentwicklung in den Gummibandagen führen. Positiv wirkt sich die geringe Masse der nicht abgefederten Teile und die geringere Massenträgheit des Laufwerkes beim Beschleunigen und Abbremsen der Ketten aus.

Das Staffellaufwerk und auch das Schachtellaufwerk ermöglichen den Einbau von großen Laufrollen bei relativ gleichmäßiger Bodendruckverteilung. Der größte Nachteil derartiger Laufwerke besteht jedoch darin, daß besonders in der Schlammperiode und auch im Schneematsch ein großer Rollwiderstand durch das Laufwerk erzeugt wird, der den Gesamtwirkungsgrad der Kraftübertragung des Panzers wesentlich herabsetzt. Bei im Freien abgestellten Panzern, insbesondere während der Nacht, frieren häufig die Teile des Laufwerkes zusammen. Dadurch entsteht beim Abfahren des Fahrzeuges ein großes Losreißmoment, das entweder den Motor „abwürgt" oder Teile des Laufwerkes, vor allem die Gummibandagen, zerstört. Außerdem ist die Montage und Demontage der Laufrollen derartiger Laufwerke meistens mit einem größeren Arbeitsaufwand verbunden Deshalb wird im modernen Panzerbau diese Bauweise kaum noch angewendet.

Abb. 3a–c: Einfluß der Anordnung der Laufrollen auf die Bodendruckverteilung.

„Eine amerikanische Zeitung errechnete“, so erzählte Oberstleutnant Bui Tin (Mitte), „daß im zweiten Weltkrieg drei Luftangriffe gereicht hätten, um eine solch große Brücke zu zerstören. Na, was uns betrifft, da haben sie sich verrechnet.“



Der Kommandeur einer vietnamesischen Luftabwehreinheit berichtete als Gast der Redaktion „Armee-Rundschau“ über den Kampf um

Die Brücke von Ham-Rong

Aufgezeichnet von Gerhard Berchert

Ein Offizier der Vietnamesischen Volksarmee ist selbst für das Soldatenmagazin kein alltäglicher Besuch. Erst recht nicht, wenn es sich um den Kommandeur einer Einheit handelt, die seit Monaten einen erbitterten Kampf gegen amerikanische Luftpiraten führt.

Wir baten Oberstleutnant Bui Tin, für unsere Leser darüber zu berichten. Gern kam er dieser Bitte nach, und seine Worte führten unsere Gedanken an die Ufer des Song Ma, dessen schlammig-gelbe Fluten sich unaufhaltsam dem bergigen Meeresufer entgegenwälzen.

Nur 9 Kilometer vom Meer entfernt spannt sich zwischen zwei Bergrücken eine 400 Meter lange Brücke über den Fluß. Es ist die Brücke von Ham-Rong, die Oberstleutnant Bui Tin mit seinen Genossen vor den amerikanischen Luftangriffen zu beschützen hatte.

Vom 4. April 1965 bis Anfang September, als er in die DDR abreiste, wurde die Brücke über vierzigmal angegriffen. Erfolglos! Achtundfünfzig amerikanische Flugzeuge versanken jedoch während dieser Zeit in den Wellen des Flusses, zerschellten am Ufer, stürzten ins Meer. Seitdem wurden es noch mehr. Einer der heißesten Kampftage war der 7. April 1965. Ihn wird Oberstleutnant Bui Tin nie vergessen: Schon die Nacht war unruhig wie noch keine zuvor. Fast pausenlos flogen die Amerikaner in großer Höhe über dem Fluß dahin, schossen Leuchtspur, warfen Leuchtbomben und griffen schließlich in zwanzig Kilometer Entfernung eine Fähre an.

Stunde um Stunde hockten die Flakartilleristen an ihren Geschützen und folgten mit den Rohren den ab- und anfliegenden Verbänden. Ohne auch nur einen Schuß abzufeuern! Denn Oberstleutnant Bui Tin wollte die Stellungen seiner Einheit nicht vorzeitig verraten und war entschlossen, erst dann das Feuer eröffnen zu lassen, wenn die Brücke selbst angegriffen würde. Und das konnte jeden Augenblick, konnte aber auch erst in einer Stunde sein, am nächsten Tag oder am Tage darauf. Ständig jedoch mußte man auf der Hut sein. Bui Tin verfluchte die Zermürbungstaktik der Amerikaner. Besorgt ging er zu den Geschützen hinüber, um die Genossen ein wenig aufzumuntern. Viele von ihnen waren ja noch nicht lange Soldat, einige knapp sechs Wochen. Würden sie die Nerven aufbringen, jetzt durchzuhalten, nicht müde zu werden, nicht in ihrer Aufmerksamkeit nachzulassen? Ein Versagen im entscheidenden Augenblick — eine winzige Nachlässigkeit beim Begleiten des Zieles nur, eine kleine Verzögerung beim Eröffnen des

Feuers –, und es könnte um die Brücke, vielleicht sogar um sie alle geschehen sein. Freilich, auf jene Soldaten, die er schon länger kannte, konnte er sich unbedingt verlassen. Das wußte er. Einem Europäer mochten sie vielleicht klein und zierlich erscheinen. Doch sie waren trainiert, ausdauernd und flink wie die Wiesel. Und auch die Neuen würden bald ebensoviel leisten können wie sie. Hauptsache, sie hielten jetzt durch.

Gegen Morgen ebbte der bis dahin mit nur kurzen Unterbrechungen andauernde Motorenlärm endlich ab. Die Männer an den Geschützen atmeten auf. Jetzt würden sie wohl endlich ein wenig verschnaufen können. Der Oberstleutnant allerdings blieb mißtrauisch. Er war ein erfahrener Soldat. Seit zwanzig Jahren diente er in der Armee, hatte schon mit Siebzehn gegen die Franzosen gekämpft. Aber immerhin, die Kanoniere brauchten ihre wohlverdiente Ruhe. Und auch die Kämpfer der Volksmiliz, die seinem Befehl unterstanden. Sie hatten ja außerdem ihre Arbeit – auf den Feldern, in den Werkstätten. Der Feind selbst enthob Bui Tin der Entscheidung. Zwei Kampfflugzeuge wurden gemeldet. Sie kamen niedriger als sonst den Fluß entlanggeflogen, in etwa elftausend Meter Höhe. Sie wollen uns zum Schießen verleiten, die Stärke unseres Feuers aufklären, sagte sich der Kommandeur und ließ sie fliegen. Doch die Rohre seiner Geschütze begleiteten die Yankees, solange sie sich im Schußbereich befanden. Und siehe da, zwei Stunden später waren sie wieder da – diesmal nur noch in neuntausend Meter Höhe. Dem Oberstleutnant fiel es nun schon selbst schwer, das Feuerkommando, das ihm über die Lippen wollte, zurückzuhalten. Schließlich erstarb das Dröhnen der Flugzeugtriebwerke in der Ferne, und kurz darauf kam eine Meldung von den Funkmeßleuten: Der Luftraum ist feindfrei! Gleich neben ihren Geschützen fielen die Soldaten in Schlaf. Kaum einer von ihnen, der zuerst an Essen und Trinken dachte. Nur die Diensthabenden blieben auf ihren Posten.

Gửi lời chào thân ái đến
các đồng chí sỹ quan và chiến sỹ
quân đội nhân dân nước Cộng Hòa dân chủ Đức
Berlin 02/10/1965
Bùi Tín

Oberstleutnant Bui Tin für unsere Leser: „Herzliche Kampfesgrüße an alle Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten der Nationalen Volksarmee der Deutschen Demokratischen Republik."

Und dann heulten wieder die Alarmsirenen. Eine Staffel Allwetterjagdbomber vom Typ F-105 D „Thunderchief" war im Anflug. Die Uhr zeigte auf dreißig Minuten nach zwölf. Mitten aus dem Schlaf gerissen und je nach Temperament leise oder laut fluchend, bezogen die Soldaten wieder ihre Gefechtsposten. Sollte dieses Theater denn tagelang so weitergehen? Wie zum Hohne flogen die zwölf Maschinen in nur noch achttausend Meter Höhe heran. Fliegt ihr nur, dachte Oberstleutnant Bui Tin spöttisch. Uns lockt ihr nicht aus der Reserve. Da setzte das erste Flugzeug plötzlich zum Sturzflug an; es folgte das zweite, das dritte.

„Feuer!" brüllte der Oberstleutnant. „Alle Geschütze Feuer!" Der entscheidende Augenblick war da! Hoffentlich haben auch alle richtig aufgepaßt, fuhr es ihm durch den Kopf, da donnerte es auch schon aus jedem Rohr. Wieder und wieder. Es war wie ein plötzlicher Vulkanausbruch.

Das unerwartet heftige Abwehrfeuer brachte die Gefechtsordnung der Angreifer durcheinander. Schon in dreitausend Metern klinkten sie ihre Bomben aus, zogen die Maschinen wieder hoch, suchten das Weite. Nur das erste Flugzeug setzte seinen Weg fort. Allerdings nicht mehr nach dem Willen des Piloten! Einen Kilometer von der Brücke entfernt schlug es krachend auf. Abgeschossen. Als sich Qualm und Staub verzogen hatten, konnten es alle sehen: Nur das Heck ragte noch aus dem Erdreich.

Schnell hatte der Kommandeur zwischendurch aber auch zur Brücke hinübergeschaut. Sie stand! Die Bomben hatten nur das Wasser des Flusses zum Aufschäumen gebracht, und auch das erst in einer Entfernung von mehr als zweihundert Metern. Ein Blick zu den Geschützen: Auch dort war alles unversehrt. Doch nun tauchten Frauen zwischen den Stellungen auf, Angehörige der Volksmiliz. Sie schleppten Munition. Unter ihnen die Genossin Tuyen, die sich gleich zwei Kisten auf die Schultern geladen hatte – mit einem Gewicht von sechsundneunzig Kilo!

Die Munition konnte gerade noch rechtzeitig verstaut werden, dann brummten zwei Aufklärungsflugzeuge heran. Ihnen folgten kurz darauf zwanzig „Thunderchief". Wieder setzten sie in achttausend Meter Höhe zum Sturzflug an, hielten sogar bis zweitausend Meter durch, dann gaben auch sie auf. Ein wenig kratzten sie den Brückenbelag an, aber das war auch ihr ganzer Erfolg. Dafür verloren sie diesmal fünf Flugzeuge.

Noch zweimal griffen die Amerikaner an jenem Tage die Brücke von Ham Rong an. Mit insgesamt vierzig Maschinen, die Bomben warfen und



Leichte Flak der Vietnamesischen Volksarmee, speziell für den Einsatz gegen tieffliegende Ziele.

Luft-Boden-Raketen schossen. Vergeblich. Die Luftabwehreinheit des Oberstleutnants Bui Tin verdarb ihnen das Konzept und schoß noch einmal fünf Flugzeuge ab. Elf also an einem Tag. Hundemüde, aber zufrieden gingen die Kanoniere in ihre Unterkünfte. Dieser letzte Luftangriff mit den Lenkraketen hatte es in sich gehabt. Zehn Sekunden hätten die Flugzeugführer nur mit den „Bullpup" mitzufliegen brauchen, um sie einwandfrei ins Ziel zu lenken. Doch länger als zwei Sekunden hatte es keiner von ihnen im Feuerhagel der Flakartillerie ausgehalten. Und so zischten die Raketen ins Wasser. Die Brücke aber stand wie eh und je.

Soldaten schreiben für Soldaten

"Renate"

Frau Ursula, die Gattin des Majors Fischer, hielt erstaunt den Brief in ihrer Hand, der die Aufschrift trug: „Fräulein Renate Fischer". Straße und Hausnummer stimmten, doch die Zeit, in der man sie Fräulein nannte, lag immerhin bereits 20 Jahre zurück. Außerdem, eine Renate existiert in der Familie nicht, sie selbst ist das einzige weibliche Wesen neben ihren drei „Männern". Und merkwürdig, der Absender ist ein Soldat aus der Dienststelle ihres Mannes. Auch Major Fischer wußte mit dem mysteriösen Schreiben nichts anzufangen. Bernd, der Jüngste der Familie und mit seinen 12 Jahren ein rechter Lausejunge, brachte Licht in das Dunkel.

„Der Brief, der ist für meine Schwester!"

Verdutzte Gesichter, denn zur Familie gehören nur zwei Söhne.

„Ja, ich bin mit dem Rad ein wenig an der Kaserne entlang gefahren und habe über den Zaun hinweg bei einem Fußballspiel gekiebitzt. Dabei bin ich mit zwei Soldaten ins Gespräch gekommen:

‚Kleiner, wir sind neu hier, sag mal, hast du denn eine Schwester?'

‚Na freilich!'

‚Wie alt ist denn deine Schwester?'

‚18 Jahre.'

‚Ist sie hübsch?'

‚Na klar!!'

Dann wollten sie ein Bild von ‚ihr' haben."

Bernd wußte sich zu helfen. Er stellte am nächsten Tag seine „Schwester" vor: ein Bild, das ihn selbst vor Jahren im Kindergarten zusammen mit einer netten jungen Kindergärtnerin zeigte.

„Frag doch deine Schwester, ob sie nicht mal mit dir hier am Zaun entlang spazierengehen will?" baten die Soldaten.

„Ich werd's versuchen, morgen abend gegen 17 Uhr!" versprach Bernd.

Pünktlich waren die Soldaten zur Stelle, doch Bernd erklärte ihnen mit ernster Miene: „Meine Schwester geht nicht zu fremden Männern an den Zaun, wenn Sie was wollen, sollen Sie ihr schreiben."

Darauf helle Begeisterung. Die Adresse wurde säuberlich notiert, ja, und dann zog es Bernd doch lieber vor, sich einige Tage in der Nähe der Kaserne nicht blicken zu lassen.

Und nun lag dieser ominöse Brief auf dem Tisch des Hauses und barg für das „liebe unbekannte Fräulein Renate" eine Einladung zu einem Kinobesuch am kommenden Sonntag. Was nun?

Zur größten Freude Bernds beschloß der Familienrat, den Briefschreiber für Sonntag nachmittag zum Kaffee einzuladen. Es gab neugierige Gesichter hinter den Gardinen, bis pünktlich um 15 Uhr das Klingelzeichen ertönte. Mit hochrotem Kopf stand Soldat Peter in der



geöffneten Tür seinem Major gegenüber. Die Antwort auf die Frage: „Woher kennen Sie denn meine Tochter?“ war nur ein verlegenes Stottern. „Ich beglückwünsche Sie, da wissen Sie mehr als ich, ich kenne meine Tochter Renate nämlich selbst noch nicht!“ lachte Major Fischer und schob den vor Verlegenheit hochrot gewordenen Soldaten ins Wohnzimmer.

Am Kaffeetisch wurde die Geschichte schließlich unter allgemeinem Gelächter aufgeklärt, und Peter bekam den freundschaftlichen Hinweis, daß man nicht ins Blaue hinein auf Brautschau gehen soll.

Woher die Stubenkameraden von seinem Reinfall erfuhren, blieb ungeklärt. Bis zum Ende seiner Dienstzeit jedenfalls hieß Peter im ganzen Zug nur noch „Renate“!

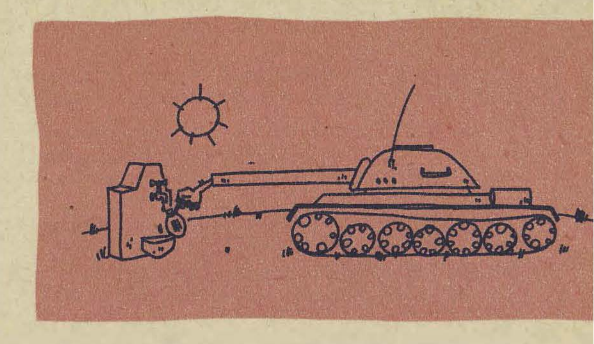
U. Fahrnholz

Alles ist relativ

Neulich saß ich bei einem Glas Bier und musterte mein Gegenüber. Er mochte so 23 Jahre alt sein und im übrigen 180 und 165 zählen. Nein, nicht 180 Zentimeter und 165 Pfund, sondern umgekehrt. Zu uns setzte sich ein Soldat – verheiratet und um die 25 –, der seine Beine kaum unter den Tisch brachte und uns auch über Tisch noch um Haupteslänge überragte.

„Du bist bei der Armee?“ fragte der Dicke, worauf der Lange nicht – wie zu erwarten – antwortete: „Blöde Frage! Das siehst du doch!“, sondern vielmehr: „Ja, bei den Mot-Schützen!“ Aus diesem Übermaß an Geduld und guter Laune war todsicher zu schließen, daß er sich auf Urlaub befand.

„Und wie ist es so bei der Truppe?“ fragte der Dicke weiter. „Als langer Dürrer hat man wohl sein Päckchen zu tragen?“



„Hast schon recht. Wir großen Schlanken haben's nicht immer einfach. Schon mit der Einkleidung fing's an. Drei Wochen hatten sie keinen genügend langen Mantel für mich!“

„Macht nichts, Kumpel“, sagte der Dicke gönnerhaft, „da gewöhnst du dich an die Mode. Kurz ist modern, immer kurz.“

„Und mein Bett war auch zu kurz. Wo ich es liebe, mich auszustrecken.“

„Da lernst du, mit der Umwelt zurechtzukommen, mein Lieber. Das mußt du noch oft im Leben.“

„Als Längster im Glied bin ich natürlich auch immer der erste im Glied, und die Vorgesetzten haben auf mich immer ein besonderes Auge.“

„Kann auch nicht schaden. Der beste Soldat war und ist der, der voranmarschiert, und nicht jener, der sich unauffällig in der Mitte verdrücken will.“

„Wenn es heißt: ‚Schützenmulde bauen!‘, muß ich bei meinen zwei Metern natürlich immer einen halben Kubik mehr als die anderen aus der Erde kratzen.“

„Laß es dich mal nicht kratzen. Wenn du eine AWG-Wohnung bekommst und ihr müßt dann im NAW euren Rasen umbuddeln, bist du nicht nur groß, sondern auch groß da!“

„Neulich hieß es beim Orientierungsmarsch: ‚200 Schritt in Marschrichtungszahl 85!‘. Natürlich habe ich 30 Meter mehr gemacht, und



Illustrationen: Langelotz (2); Elischer (1); Josef Fecsó (2).

unsere ganze Gruppe lief prompt am Ziel vorbei!"

„Ja Kumpel! Ein Soldat muß es eben nicht nur in den Beinen. sondern auch im Kopfe haben!"

„Selbst nach Feierabend hab' ich meine Sorgen. Habe ich beim Fernsehen im Klub einen guten Platz erwischt — schon heißt es: Zieh mal deinen Kopf ein!"

„Kumpel! Ein sozialistischer Soldat soll niemals den Kopf zu hoch tragen."

„Na ja, und neulich beim Ausgang zog mich so eine hübsche Blondine mit ihren großen Kulleraugen an. Als ich sie dann beim Tanz an mich zog. ging sie mir grad bis an die Brust!"

„Dank deinem Schöpfer, Kumpel! Länge ist der halbe Weg zur ehelichen Treue!"

„Natürlich lästert die ganze Kompanie. Du bist so lang, sagen sie, daß du heute kalte Füße kriegst, aber in drei Tagen erst den Schnupfen!"

„Sei tapfer, Langer, sei tapfer! Ein richtiger Soldat muß der gegebenen Lage immer ins Auge schauen, wenn sie auch noch so kritisch ist."

„Und dann schließlich das Essen. Früher war ich zur Arbeit ein halbes Brot und mehr gewöhnt. Heute, wenn alles verspeist ist und es den anderen schon bis zum Hals steht, dann geht bei mir erst der Appetit los. Das ist nicht gerade ein Grund zur Freude!"

„Das schadet nichts. Heutzutage haben sowieso zu viele Leute Herzbeschwerden, weil sie zu dick sind. Und deine Frau wird sich freuen, sie kommt in Zukunft bestimmt besser mit dem Kostgeld aus."

Hier erhob sich der Lange: „Meine Frau versteht mich besser als ihr, da mach dir mal keine Sorge. Du aber nimmst mich heute nicht auf den Arm; ich fahre nämlich zu ihr. in den ersten Wochenendurlaub!" Sprach's und stakste zur Tür hinaus.

Jetzt wandte ich mich an den Dicken:

„Meinen Sie, daß Ihnen das alles so spielend leicht fallen würde bei der Truppe?"

„Nee, meine ich nicht!"

„Aber haben Sie dann nicht ein bißchen Bammel vor dem Tag, da Sie zur Armee müssen?"

„Nee!" antwortete der Dicke. „Nee, habe ich auch nicht! Ich war nämlich schon!"

Major Heinz Huth

Pappelgeflüster

Die schlanken Pappeln
flüstern mit dem Abend
von unseren Küssen.
Jedes Blatt
weiß einen kleinen Traum
von uns zu erzählen.
Morgen muß ich fahren.
Schade.
Aber vor unserer Kaserne
stehen auch Pappeln,
in den Pausen
werde ich ihnen lauschen.

Rudi Berger

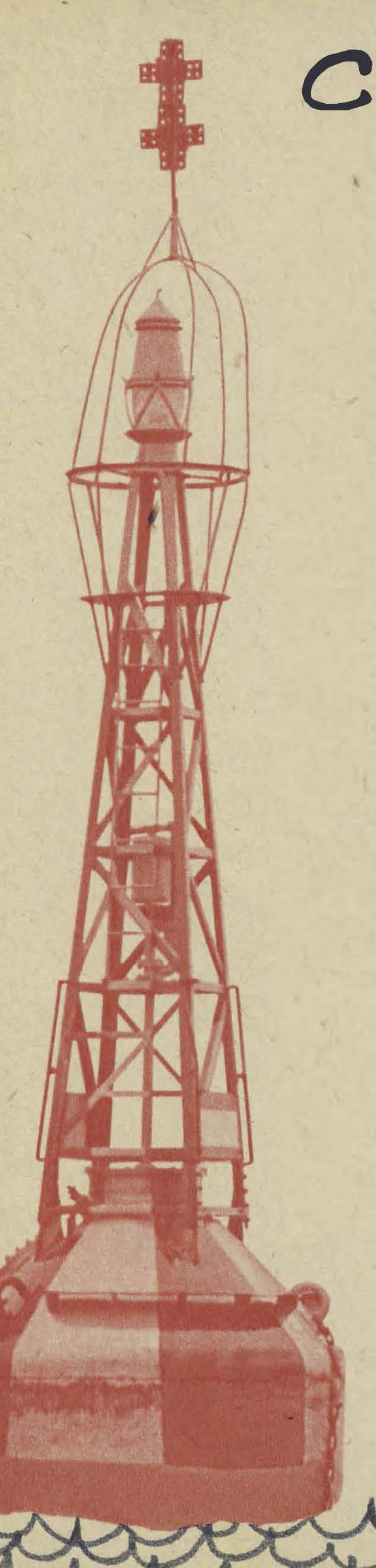
Versalzene Obstsuppe

Als frischgebackener Matrose kam ich zu meinem ersten Seetörn an Bord eines MLR-Schiffes unserer Volksmarine. Mit uns fuhren höhere Offiziere verschiedener Waffengattungen. Sie sollten das Leben und die Gefechtsbereitschaft bei uns an Bord kennenlernen.

Was mit einem unerfahrenen Rudergänger anfangen, wenn eine Delegation an Bord ist? Der Bootsmann wußte Rat. „Matrose L., Sie melden sich beim Smutje zum Dienst in der Kombüse!" In der Kombüse erhielt ich gleich so viel Arbeit, daß mir nicht mal Zeit zum Seekrankwerden blieb. Vom Smutje eingewiesen, sollte ich zum Abendbrot eine Obstsuppe kochen. Ohne zu zagen. ließ ich in einen Kessel Wasser laufen. Als es kochte, gab ich die entsprechenden Zutaten hinzu, und das Werk war vollbracht. Bei der Essenprobe gab es keine Beanstandungen. Kurze Zeit später erschien ein Backschafter (Essenholer) nach dem anderen und holte Zucker, um die „versalzene" Obstsuppe zu süßen. Da ich mir keiner Schuld bewußt war. wies ich alle Kritiken ab. Zwar war mir die Suppe ja auch versalzen vorgekommen, ich konnte dafür aber keine Erklärung finden. Als aber immer mehr Genossen nach dem Übeltäter riefen, wurde der Smutje zur Klärung des Falles hinzugezogen. Die alten „Fahrensleute" umringten den Smutje und mich. Dieser zeigte auf einen der beiden Wasserhähne und fragte mich, aus welchem ich das Wasser für die Obstsuppe entnommen habe. Ich zeigte auf einen Hahn. Schallendes Gelächter und hämische Bemerkungen ließen mich erschrekken. Verdattert schaute ich drein. Da rief der Smutje: „Mensch, du hast ja die Suppe mit Seewasser gekocht!" Nun war mir alles klar, statt des Süßwasserhahnes hatte ich den Seewasserhahn erwischt. Aber dann bekam der Smutje seinen Teil, weil er versäumt hatte, das abgegangene Hinweisschild wieder zu befestigen. Und doch hatte einem, dem Feldscher nämlich, die Suppe geschmeckt, das hatte ja die Essenprobe bestätigt. Und das spricht eigentlich für eine gute Qualität des Ostseewassers.

Maat der Reserve Peter Lange





Chimborazo! Als dieser Name fiel, wurden wir stutzig. Bis dahin hatten wir unserem seewetterzerfurchten Freund bedingungslos geglaubt (selbstverständlich abzüglich der bei wahren Seemannsgeschichten obligatorischen 10 Prozent). Er, der erfahrene Weltumsegler und Weltumdampfer, der Steuermann und Leuchtturmwärter, der Topplichtputzer und Wettermacher, er, der in einer besonders schwierigen Situation sogar einmal den seekranken Klabautermann vertreten hatte, sollte uns die Bilder aus der Arbeit des seehydrographischen Dienstes der DDR für diese Seiten kommentieren. Und beim Barte Neptuns und der Oberweite seiner Tochter Nixi, er kommentierte!

Er schilderte uns den Verlauf von Stürmen, in die er geraten war, wobei er sachkundig von Taifunen im Golf von Biskaya und vom Sommersamum in der mittleren Ostsee sprach (er sagte übrigens immer Ooostsee, woran informierte Leser leicht den Fachmann erkennen können). Dann wiederum deutete er mit kreisenden Armen Lecks in der Größe von Scheunentoren an, mit denen sein „Kahn“ förmlich übersät einst doch noch den rettenden Hafen erreicht hatte.

Zwischen Bilder des Schrekkens streute er ab und an einige Erlebnisse in Sachen Liebe, die selbst die Fußsohlen noch erröten ließen. Eines seiner Erlebnisse, mit anderen Ortsangaben versehen, glaubten wir allerdings schon in einer uralten Schwarte gelesen zu haben. Er sprach nämlich von einer Tonne, die den Namen „Bulle“ trug und im Gegensatz zu ihrem lebendigen Namensvetter des öfteren gestrichen (er sagte natürlich pönen) werden mußte. Da hätte dann die zahlende Verwaltung seine Rechnung mit den Fra-



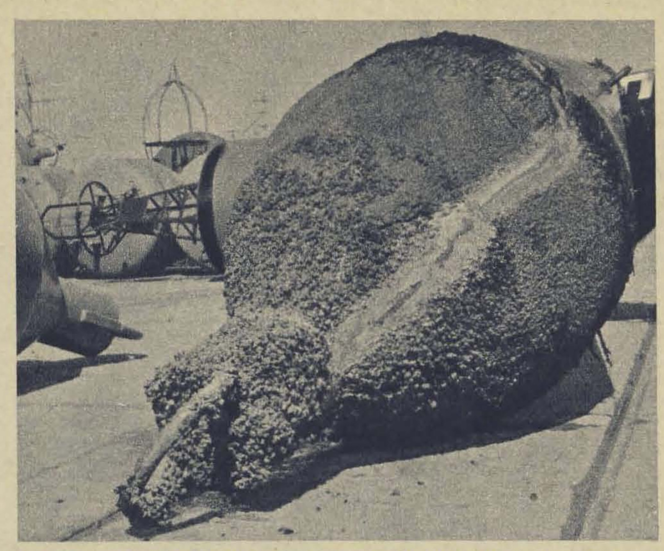
Eine Spitztonne, die zur Kennzeichnung der Steuerbordseite eines Fahrwassers dient. Sie ist schwarz und trägt einen Buchstaben als Kennzeichen. Das Alphabet beginnt von See her mit dem Buchstaben A.

Rees im TONNENHOF

Leuchtheultonne zur Ansteuerung eines Hafens. Das Doppelkreuz im Topp besagt, daß diese Tonne in der Mitte des Fahrwassers liegt. In der Mitte des Gitterträgers ist der Heuler zu erkennen.

gen zurückgeschickt: „Warum muß ein Bulle gestrichen werden?“ und „Wenn schon gestrichen, warum dann gleich zweimal?“ Diese Rechnung, so versicherte er, habe er noch zu Hause im Vertiko liegen. Dann allerdings überzeugte er uns von einer Leistung besonderer Art. War doch in einem Leuchtturm an unserer Ostseeküste die gesamte Technik ausgefallen. Da war er unerschrocken in die Bresche gesprungen und hatte nächtelang mit einer Stallaterne im gläsernen Turmkopf seine Kreise gedreht, damit kein Schiff in Not geriete.

Als wir ihm das Foto mit dem dicken Ding, das einen langen Stiel hat, vorlegten, warf er leichthin und offensichtlich ahnungslos das Wort „Chimborazo“ in die einseitige Debatte. Damit meine er nicht den Berg der Anden,



So sieht eine Tonne aus, die ein Jahr in der See verankert war. Der Unterwasserkörper ist mit Algen und Muscheln bewachsen, die Farbe des Anstrichs vom Seewasser zerfressen. Diese Tonnen werden auf dem Tonnenhof gesäubert, repariert und für neue Einsätze vorbereitet. Eine nicht wenig wichtige Arbeit.

sondern das berühmteste Schiff, das jemals die Weltmeere kreuzte. Es ist so groß, daß man mit dem Fahrrad schon gewaltig Tempo aufmachen muß, um in etwa vier Wochen vom Heck bis zum Bug zu gelangen. Auf der „Chimborazo" ist es auch, wo die Smutjes von einem Zweimann-U-Boot aus im Kessel den Eintopf rühren und wo es zur Sonntagsbeschäftigung der Besatzung gehört, auf der Scheuerleiste K-Wagen-Rennen zu veranstalten.

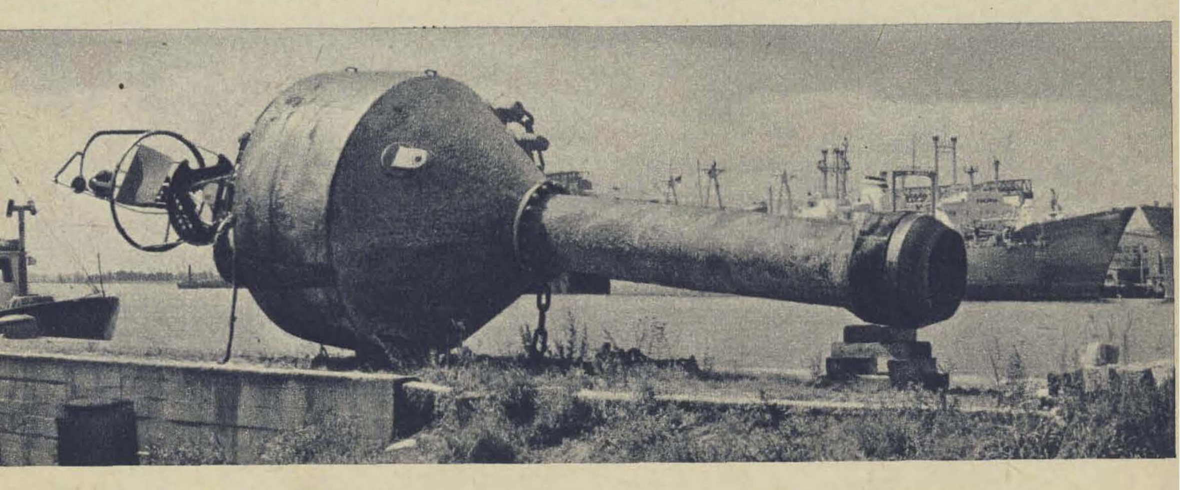
Unser Weltumsegler wies mit seiner Tabakspfeife auf das Bild: „Dieses, min Jungs, dieses sind man bloß die letzten Handgranaten, die wir von der versunkenen „Chimborazo" geborgen haben!" Da wurde uns klar, daß er ein Seemannsgarn gesponnen hatte, das den Vergleich mit der mannsstarken Wurfleine der „Chimborazo" nicht zu scheuen brauchte! Denn wir wußten sicher, daß dieses glorreiche Schiff überhaupt niemals gesunken war!

Ja, und dann waren wir plötzlich allein, denn ER war nach Hersagen des schönsten Fluches, den unsere Ohren je gehört haben, von dannen gezogen. Die leisen Zweifel an seiner Glaubwürdigkeit konnte er offensichtlich nicht verwinden. Und wenn wir Ihnen, lieber Leser, nun einiges vom SHD berichten, dann glauben Sie nicht, wir würden auch ins Flunkern ver-



Seeleute des SHD und Seezeichenmechaniker wechseln den Leuchtsatz einer Fahrwassertonne aus. Die gasgespeiste Leuchte hat eine außerordentlich lange Brennndauer und ist zuverlässig im Betrieb.

Natürlich ist das keine Handgranate der „Chimborazo", sondern eine Tonne, die zur Aufarbeitung an Land gehievt worden ist. ▼



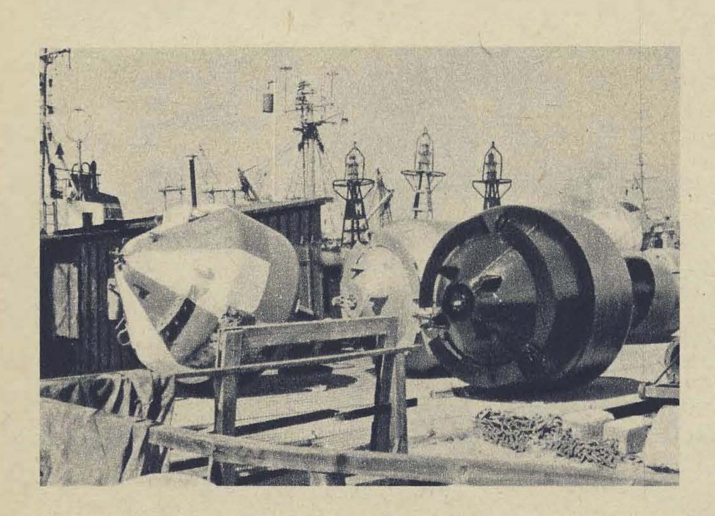
fallen! Die Bilder hier zeigen ihnen Dinge, die mit dem Seehydrografischen Dienst zu tun haben. Sei es die Spitztonne oder der Leuchtturm, die Bake oder die Spierentonne.

Der SHD ist für die nautische Sicherung der Küstengewässer und bestimmter Gebiete in der Ostsee verantwortlich. Organisatorisch ist er unserer Volksmarine angeschlossen, denn er hat auch Operationen ihrer Einheiten sicherzustellen. Die Früchte seiner Arbeit dienen jedoch allen seefahrenden Institutionen – das sind vornehmlich die Handelsschiffahrt, die Küsten- und Hochseefischerei. Neben einigen anderen wichtigen Aufgaben, wie z. B. Forschungsaufgaben der Meereskunde, das Seekartenwesen, die Meteorologie und Hydrologie, die Einrichtung der Magnetkompasse, Pflege, Wartung und Reparatur technischer Geräte der Nautik u. a., ist der SHD auch für das Seezeichenwesen auf unseren Seestraßen und Seewasserstraßen verantwortlich. Seestraßen, Seewasserstraßen und Küstengewässer müssen so durch Seezeichen kenntlich sein, daß sie mit größtmöglicher Sicherheit gefahrlos befahren werden können. Dazu gehört auch, daß die Betriebssicherheit aller Anlagen ständig gewährleistet ist und Veränderungen schnellstens an die Schiffahrt weitergegeben werden. Das hört sich sehr einfach und leicht an. In Wirklichkeit verlangt diese Aufgabe ein Höchstmaß an Organisation, Wissenschaftlichkeit, technischer Perfektion und seemännischer Erfahrungen. Der Schiffsführer eines Schiffes des SHD und sein Maschinist, der Seezeicheningenieur und der Kartograph, der Drucker, der die Nautischen Mitteilungen für Seefahrer druckt und der Feinmechaniker, der einen Chronometer reguliert, sie alle dienen unserer Schiffahrt. Denken Sie einmal daran, wenn Sie an der See Leuchttürme und Tonnen von fern blitzen sehen, daß gerade diese Details der Schiffahrt größte Aufmerksamkeit und oft härtesten Arbeitseinsatz erfordern.

Sindbad

Den Schiffen auf See ein sicherer Geleiter, den Urlaubern geheimnisumwitterte Attraktion: Der Leuchtturm von Warnemünde. Seine ununterbrochene Arbeit während der Dunkelheit ist doppelt gesichert. Kein Leuchtturmwärter braucht mit einer Stallaterne nächtens seine Kreise zu drehen! ►

Tonnenkörper an Land. Noch neu oder instandgesetzt warten sie hier auf einem Tonnenhof des SHD auf ihre baldige Verwendung in den Gewässern unserer Küste. ▼



Colonel Wright war sehr stolz darauf, daß er sich während eines Kommandos zur Militärakademie die Namen und Gesichter seiner Klasse – und das waren immerhin einige hundert Mann! – so eingeprägt hatte, daß er sie nie wieder vergaß.
Nach Jahren begegnete er einem Offizier dieser Gruppe und stellte sofort fest: „Sie sind Moorland vom Jahrgang 51!“
Der Offizier war erfreut und verblüfft zugleich. Und schon fuhr Wright fort: „Und was tun Sie jetzt?“
„Ich gehöre zu Ihrem Stab, Sir“, erwiderte Moorland, jetzt nur noch verblüfft.



STICHELEIEN

Schauplatz: Ein Fliegerhorst bei Drontheim. Ausbildungsunterricht über Flugzeugpflege. Jedes Mittel war bereits einzeln und sehr eingehend besprochen worden. Und am Schluß des Unterrichts fragte der Ausbilder: „Was benutzen wir also, um ein Flugzeug bei Frostwetter zu waschen?“
Einen Augenblick schwieg der Angesprochene, dann sagte er: „Rekruten!“

Schild in den Straßen von Paris: „Junge Männer! Kommt zur Fallschirmtruppe! Es ist gefährlicher, hier über die Straße zu gehen, als mit dem Fallschirm abzuspringen!“
In der Rue Enghien hatte einer darunter geschrieben: „Ich käme ja gern – aber das Aufnahmebüro liegt auf der anderen Straßenseite!“





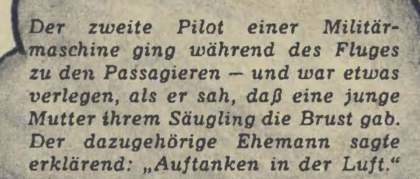
Es war beim Lehrgang über den Umgang mit Sprengstoffen. Spezialabschnitt: das Entfernen von Zündern aus scharfen Bomben und Granaten. Nach endlosen Erklärungen fragte ein Teilnehmer den Ausbilder: „Gibt es eigentlich keine einfachere Methode, uns das beizubringen, Sergeant?“ „Gibt es, Smith!“ kam die Antwort. „Ihnen zum Beispiel würde ich empfehlen, es einfach auszuprobieren!“



Während des Unterrichts über militärische Grußpflichten schärfte Sergeant Miller den Rekruten ein: „Merkt euch eisern: Jeder Offizier ist im Dienst zu grüßen!“
Rekrut Patterson fragte unsicher: „Auch ganz junge Leutnants?“
„Junge Leutnants ganz besonders!“ kam die weise Antwort.



Ein Soldat verlebte den ersten Tag in der Kaserne. Er mußte sich in der Küche melden, der Unteroffizier drückte ihm ein Messer in die Hand und wies auf einen Berg Kartoffeln. „Verstehe ich nicht“, zögerte der Rekrut, „heutzutage hat die Armee doch ganz bestimmt Kartoffelschälmaschinen.“
„Haben wir!“ nickte der andere. „Sie sind das allerneueste Modell!“



Der zweite Pilot einer Militärmaschine ging während des Fluges zu den Passagieren – und war etwas verlegen, als er sah, daß eine junge Mutter ihrem Säugling die Brust gab. Der dazugehörige Ehemann sagte erklärend: „Auftanken in der Luft.“

Schild in der Nähe eines belgischen Truppenübungsplatzes: „Vorsicht, Autofahrer! Langsam fahren! Töten Sie nicht Ihre Soldaten!“ Eines Tages stand handschriftlich darunter: „Werden Sie Großwildjäger! Warten Sie auf einen Offizier!“

Major Brown passierte nachts das Kasernentor ohne zu halten. Dann aber stieg er aus und fuhr den Posten an: „Ist Ihnen nicht bekannt, daß Sie auf jeden scharf schießen müssen, der ohne anzuhalten durch das Tor fährt?“
Der Posten verzog keine Miene, dann sagte er: „Bitte, Major, fahren Sie noch einmal zurück!“

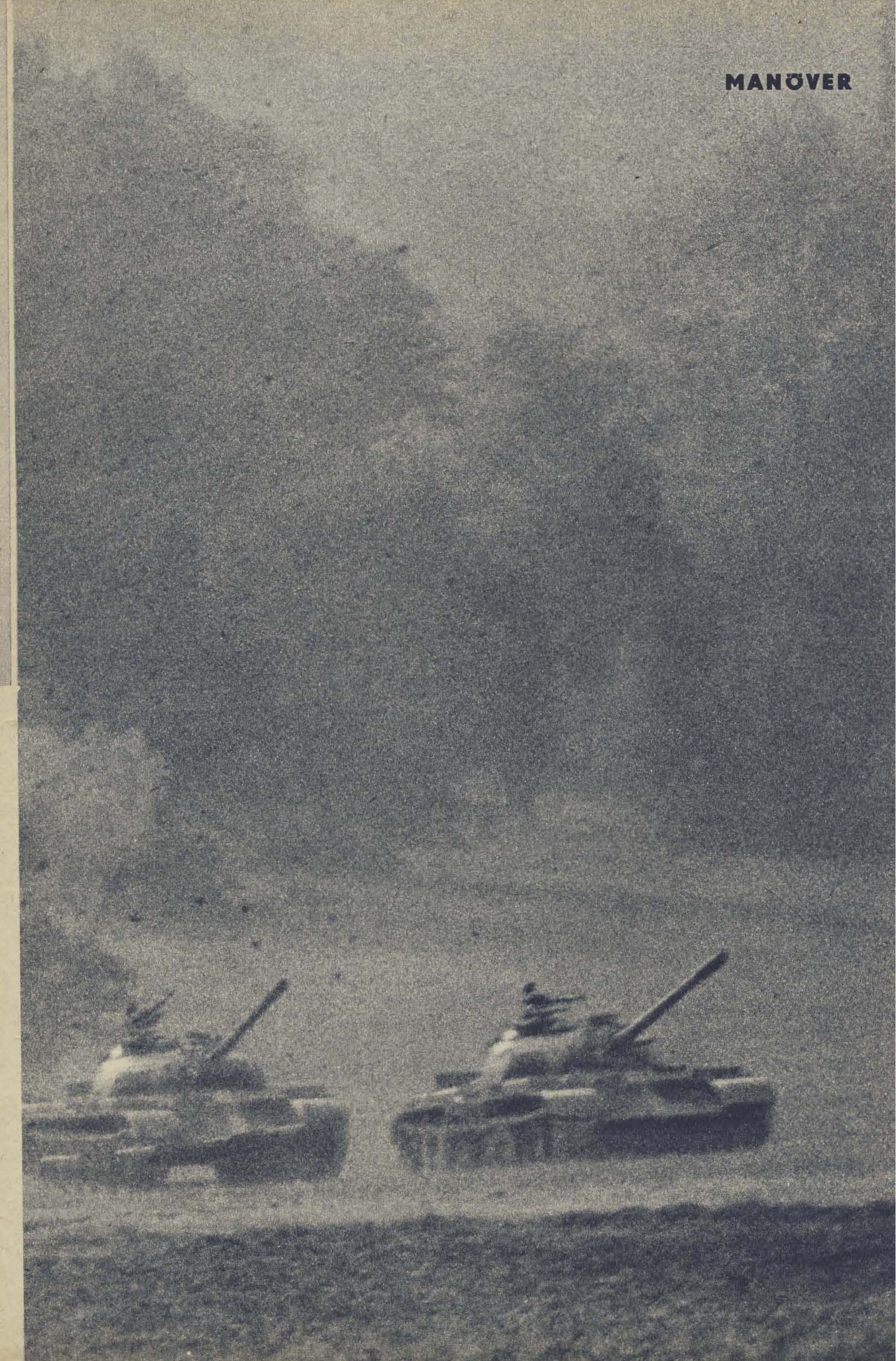


Während eines Lehrganges in einer englischen Marineschule über „Führung und Entscheidung“ betonte der Ausbilder, wie wichtig und schwierig es sei, auch unter Druck besonderer Umstände die richtige Entscheidung zu treffen. Ein hospitierender Marineoffizier eines kleinen südamerikanischen Staates meldete sich zu Wort: „Sie sprechen von Entscheidungen. Ich war einmal mit meinem Zerstörer 700 Seemeilen von der Küste entfernt auf hoher See und bekam ein Telegramm aus meiner Heimat mit dem Text: ‚Haben hier eben Revolution gehabt. Auf welcher Seite stehen Sie?‘“



Bei einem Fernseh-Quiz in Marseille fragte der Spielmeister einen jungen Soldaten: „Was hat Sie veranlaßt, Fallschirmspringer zu werden?“
Ganz ruhig kam die Antwort: „Drei aussetzende Motoren!“

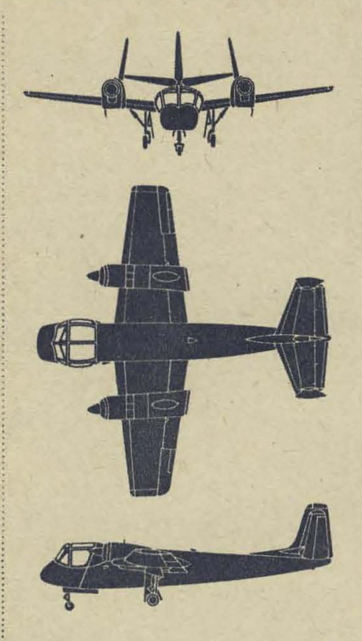


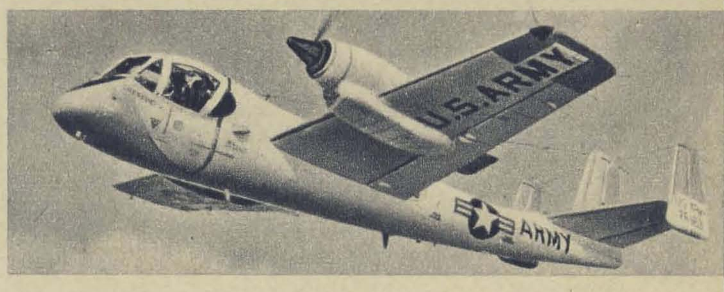


ARMEE-RUNDSCHAU 1/1966

TYPENBLATT

NATO-FLUGZEUGE





Grumman AO-1 „Mohawk" (USA)

Taktisch-technische Daten:

Leermasse	3520 kg
Abflugmasse (max.)	5790 kg
Länge	13,04 m
Spannweite	12,80 m
Höhe	3,86 m
Höchstgeschwindigkeit	506 km/h in 1500 m Höhe
Triebwerk	2 Propellerturbinen
Bewaffnung	ohne
Ausrüstung	Luftbildgeräte Funkmeßgeräte, Infrarotortungsgerät
Besatzung	2 Mann

Entworfen und gebaut von der Grumman Aircraft Engeneering Corp. für den Einsatz als Aufklärungsflugzeug bei der USA Army und der US Navy. Drei Einsatzversionen: AO-1 AF für Luftbildaufklärung, AO-1 BF für Luftbild- und Funkmeßaufklärung und AO-1 CF für Infrarotaufklärung.

ARMEE-RUNDSCHAU 1/1966

TYPENBLATT

NATO-SCHIFFE ZERSTÖRER

Raketenzerstörer Typ „Coontz" (USA)

Taktisch-technische Daten:

Wasserverdrängung	4770 . . . 5600 ts
Länge	156 m
Breite	15,6 m
Tiefgang	6 m
Höchstgeschwindigkeit	34 sm/h
Bewaffnung	1 Gesch. 127 mm; 4 Flak 76 mm; 1 Doppellafette Boden-Luft-Rak. „Terrier II"; 1 Lafette Boden-Unterwasser „Asroc"; 6 Torpedorohre 533 mm;
Besatzung	359 Mann

Bei diesem Zerstörertyp mit herkömmlichem Antrieb (Öl-Getriebeturbine) hält sich die Artilleriebewaffnung mit der Raketenbestückung die Waage.



ARMEE-RUNDSCHAU 1/1966

TYPENBLATT

WAFFEN DES 2. WELTKRIEGES

Schwerer Panzer KW-1 (UdSSR)

Taktisch-technische Daten:

Masse	43,5 t
Länge	6750 mm
Breite	3320 mm
Höhe	2710 mm
Bewaffnung	1 Kanone 76,2 mm 3 . . . 4 MG 7,62 mm
Panzerung	40 . . . 90 mm
Motor	12 Zyl. Diesel W-2-K 600 PS bei 2000 U/min
max. Geschwindigkeit	35 . . . 40 km/h
Steigfähigkeit	36°
Kletterfähigkeit	0,90 . . . 1,20 m
Uberschreitfähigkeit	2,80 m
Fahrbereich	335 km
Besatzung	5 Mann



Der KW-1 war der erste ausgereifte schwere Panzer der Sowjetarmee, der 1941 bereits zum Einsatz kam. In der KW-Klasse gab es drei Versionen, den KW-1 (A bis C), den KW-2 (mit 152-mm-Haubitze) und den KW-85 (85-mm-Kanone und Gußturm).

ARMEE-RUNDSCHAU 1/1966

TYPENBLATT

FAHRZEUGE DES SOZIALISTISCHEN LAGERS

PKW 0,75 Mp GAS-69 (UdSSR)

Taktisch-technische Daten:

Masse	1525 kg
Länge	3850 mm
Breite	1850 mm
Höhe (mit Spriegel)	2030 mm
Nutzlast	620 kp
Anhängelast	750 kp
Höchstgeschwindigkeit	90 km/h
Motor	4 Zyl.-4-Takt-Otto 55 PS
Steigfähigkeit	55 %
Watfähigkeit	550 mm
Bodenfreiheit	200 . . . 220 mm

Der sowjetische PKW 0,75 Mp GAS-69 ist ein geländegängiges Kommandeurs- und Nachrichtenfahrzeug mit guten Fahreigenschaften. Die Variante GAS-69 A ist viertürig. Das Fahrzeug zeichnet sich durch einfache Bauweise aus. Einsatz in den soziaistischen Armeen.



DER PUCK IM RANZEN

Von Major Günther Wirth, Meister des Sports





Ob er mal ein Ziesche oder Kratzsch wird?

Die beiden Steppkes gehen zur Schule, das dürfte klar sein, haben sie doch ihre Schulmappen dabei. Aber die Eishockeyschläger? Und die Schlittschuhe? Wollen die etwa in der Schule ...? Im Klassenzimmer natürlich nicht, aber sonst stimmt hier schon alles. Für die 30 Schüler der 5c, der Sportklasse der Crimmitschauer Sahn-Schule gehört der kleine Eishockey-Puck genauso in den Ranzen wie Hefte, Bleistift und Füller. Seit dem 1. September 1965 befindet sich ihr Klassenzimmer nämlich im Kunsteisstadion des ASK Vorwärts, und neben Deutsch, Mathematik, Russisch usw. stehen auch acht Stunden Eishockey wöchentlich auf dem Stundenplan.

Wir schreiben Anfang November – böiger, fönartiger Wind wirbelt das letzte Laub hoch, treibt es quer durch das Stadion und verwandelt die Eisfläche in eine Seenplatte. Der Begeisterung der kleinen quirligen Buben, die sich unter Anleitung ihres Trainers Herbert Stahlmann auf dem nassen Eis tummeln, tut das nicht den geringsten Abbruch. Neben Alfred Unterdörfel, dem Cheftrainer der Crimmitschauer Eishockeymänner, und Ernst Melzer, dem verantwortlichen Jugendtrainer, stehe ich an der Bande. Es macht Freude zuzusehen. Wie das durcheinanderflitzt, wie die flinken Burschen elegant um Slalomstangen kurven, wie sie in vollem Lauf abstoppen, daß das Wasser hochaufspritzt, wie sie den Puck an die Bande knallen, daß es nur so kracht.

Die Eishockeyfachleute neben mir sehen natürlich auch die Feinheiten. Alfred Unterdörfel, ein kleiner, sonst sehr sachlicher, energischer Mann, kommt fast ins Schwärmen: „Schau dir bloß diese Krümel an, dort den Kleinen, wie der auf den Schlittschuhen steht, diese Haltung – wie ein Großer!" Gerade als ob der – es ist Henrik Glatzel, von seinen Freunden wegen seiner Spritzigkeit auf dem Eis Sputnik genannt – das gehört hätte und es uns demonstrieren wollte, legt er einen besonders scharfen Spurt hin – und sich selbst, da ihm ein anderer Knirps in die Quere kommt, in eine Pfütze. Er schüttelt sich nur kurz wie eine gebadete Katze, und schon geht's weiter. „Ernst, du hattest doch die Idee und die Initiative zum Aufbau dieser Sportklasse, erzähl' doch mal, wie bist du denn darauf gekommen?" „Da muß ich erst mal einiges vorausschicken. Als wir 1960 mit unserer Oberligamannschaft hierher übersiedelten, hatten wir noch keine Jugendabteilung. Hier in Crimmitschau tummelten sich ja genug talentierte Jungen auf dem Eis der Teiche und Tümpel. Mit denen haben wir dann angefangen, systematisch zu arbeiten. Du weißt ja selbst, ohne Nachwuchs ist jede Mannschaft aufgeschmissen. Ein hartes Brot war's ja anfangs, höchstens zwei Monate Natureis im Jahr, und dann die Schneeschipperei! Aber gelohnt hat sich die Mühe schon!"

Hoppla, nun hätten wir fast eine Dusche abbekommen! Den pfiffigen Kerlchen macht es Spaß, dicht vor uns ihre Sprints plötzlich abzustoppen. –

Der Melzer, Ernst hat schon recht, mit seiner



Klassenlehrer Weller hat viel Verständnis für seine Schüler und jungen „Eishockeyspieler".



Kinder- und Jugendarbeit kann sich der ASK wirklich sehen lassen. Je eine Schüler- und Jugendmannschaft von 20 bis 25 Jungen liefern sich im Kampf um die Deutsche Meisterschaft jedes Jahr harte Kämpfe mit ihren Widersachern aus Weißwasser und Berlin. Die Jugendlichen, die noch nicht zur „Spitzenklasse" zählen, werden in der ASG betreut – das ist gewissermaßen die massensportliche Basis für den Klub. Neun Spieler der Schüler- und acht der Jugendmannschaft des ASK gehören zu den Republikauswahlmannschaften. Mit Dietmar Jahn, Wolfgang Pürzel und Bernd Götz schafften in dieser Saison drei 18jährige den Sprung aus der Jugend ins Oberligakollektiv, und mit Wolfgang Steinbock, Peter Bachmann und Rolf Riedel, der neben Jahn und Pürzel als Jugendlicher sogar schon in der B-Auswahl unserer Republik stand, und anderen stehen schon wieder großartige Talente bereit. –

„Sputnik" hat in diesem Augenblick gerade zum zweiten Mal „das Eis gemessen" und wird trotz seines Protestes erst einmal in die Kabine zum Trocknen geschickt. Mir fällt dabei ein, daß ich nun immer noch nichts über diese künftigen Eishockey-Asse erfahren habe.



„Ach ja, die Sportklasse, das ist nun unser jüngstes Kind." Ernst Melzer erzählt weiter. „Unsere Schüler- und Jugendmannschaften ‚stehen' jetzt gut, aber ich habe mir gesagt, man kann noch mehr tun. Es ist ja in anderen Sportarten genauso, je früher die Kinder mit regelmäßigem, systematischem Training beginnen, um so besser. Wir sind einfach in die Schulen von Crimmitschau und Umgebung gegangen und haben uns sportlich interessierte und begabte Kinder ‚herausgefischt'."

„Waren denn die Eltern der Schüler mit eurem ‚Fischzug' einverstanden?"

„Die Eltern haben eigentlich recht schnell zugestimmt. Wir mußten sogar unter vielen Bewerbungen noch aussieben."

„Und das ging alles so glatt und ohne Schwierigkeiten?"

„Natürlich nicht, erzählen läßt sich das alles viel leichter. ‚Zentral' stimmte man uns zwar zu, aber Hilfe konnte man uns nicht geben, wir sollten und mußten uns nur auf uns selbst und die ‚örtlichen Reserven' stützen. So richteten wir hier im Stadion einen Raum als Klassenzimmer ein. Die Sahn-Schule unterstützte uns, so gut sie konnte. Wenn wir aber, wie wir uns vorge-



Wie die Alten sungen . . . Die „Schwarze Maske" – à la Klaus Hirche: Mein Tor bleibt sauber.

nommen haben, in den kommenden Jahren jeweils eine weitere Sportklasse schaffen wollen, werden wir ohne zentrale Unterstützung nicht mehr auskommen. Da kommt übrigens Herr Weller, der Klassenlehrer, der kann dir noch mehr von seinen Eishockey-Schülern erzählen." Herr Weller ist genau wie die Jugendtrainer des ASK bei dieser neuen Sache mit Lust und Liebe dabei. Immerhin kommen die Lehrer zum Unterricht extra von der etwa 500 Meter entfernten Sahn-Schule ins Eisstadion. Meine Bedenken, ob nicht der Unterricht in der Sportklasse zu kurz komme, zerstreut er schnell: „Im Gegenteil, ich glaube, Schule und Sport ergänzen einander gut. Lassen bei einem Schüler wirklich einmal die schulischen Leistungen etwas nach oder schlägt einer mal über die Stränge, ist Eisverbot das beste Mittel, um ihn wieder zurechtzurücken. Übereinstimmend erklären die Eltern, mit denen wir übrigens einen sehr guten Kontakt haben, daß es die größte Strafe für ihre Kinder wäre, müßten sie aus der Sportklasse ausscheiden." Naßgespritzt und naßgeschwitzt, abgekämpft aber mit roten Wangen und lachenden Gesichtern schmettern die Eishockey-Buben mit hellen Stimmchen ihr „Sport-frei" als Abschluß des Trainings heraus.

Ich glaube, um den Nachwuchs beim ASK Vorwärts Crimmitschau braucht uns nicht bange zu sein.

Trainer Melzer (rechts) mit den Schülern beim Training.

Der saubere Abschnitt

Von Hauptmann Wilfried Schütze

Von heftigen Windböen gepeitscht, geht an diesem Abend unaufhörlich feiner Nieselregen nieder. Die feuchte Kälte kriecht bis unter die Haut. Gefreiter Siegmar Tauche, der Postenführer, reibt sich die starren Hände.

„Acht Stunden bei solchem Hundewetter", knurrt er, „das geht in die Knochen. Ein klatschender Regenguß ist schnell vorbei, aber dieser Nieselregen ist zum Auswachsen." „Steter Tropfen höhlt den Stein", zitiert Soldat Ralph Hubrig das bekannte Sprichwort und fügt hinzu: „Und dir scheint er auf die Nerven zu gehen."

Im Gegensatz zu dem langaufgeschossenen Postenführer nimmt der kleine Riesaer den endlosen Regen von der spaßigen Seite. Er hatte begonnen, die Flüche des Gefreiten zu zählen, aber nun, bei vierunddreißig, gibt er es auf. Ob er wütend ist oder nicht – Petrus schert sich darum ohnehin nicht.

Um den mürrisch dreinschauenden Siegmar Tauche freundlicher zu stimmen, versucht es Ralph Hubrig mit einem Gespräch. Bei diesem Wetter wagt sich sowieso kein Grenzverletzer in diese Gegend, denkt er, da kann man sich getrost ein wenig unterhalten. In den buntesten Farben malt er Siegmar aus, was er jetzt tun würde, wenn er zu Hause wäre. Schöne Frauen, flotte Musik, ein Bierchen, es könne auch eine Flasche Wein sein – Mögliches und Unmögliches entsprießt seiner lebhaften Phantasie. Der Gefreite schwenkt schließlich ein, und bald ist eine angeregte Unterhaltung im Gange. Für einige Minuten vergessen sie ganz, daß sie auf Grenzposten stehen und beobachten müssen.

Mitten hinein in ihr Gespräch platzt plötzlich die Kontrollstreife. Ihr Stimmungsbarometer fällt auf Regen. Peinlich, sich so erwischen lassen zu müssen. Außerdienstliche Gespräche sind an der Grenze untersagt, das wissen sie. Deshalb hören sie sich nun von Unterfeldwebel Bartsch eine Gardinenpredigt an.

„Wo haben Sie gelernt, daß man sich im Grenzdienst so laut unterhalten darf?" Den aufgebrachten Gruppenführer kostet es Mühe, seine Stimme zu dämpfen, nicht laut loszupoltern. „Na, wir sprechen uns noch!" zischt er dann und entschwindet den Blicken der beiden Soldaten. „Ob Bartsch uns verpfeift?" wagt Ralph Hubrig erst nach einigen Minuten zu fragen. „Der hat doch bestimmt eine Weile zugehört."

„Klar hat der gelauscht", gibt Tauche einsilbig zur Antwort.

„Na, und was sagen wir dann dazu?" Der Soldat wird unruhig. Im Geiste sieht er schon den strafenden Blick des Zugführers und hört dessen mahnenden Worte.

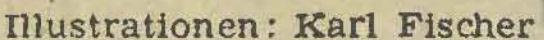
„Was sollen wir sagen? Was schon?" fährt Tauche erzürnt herum. „Irgendwas wird uns schon einfallen müssen. Das haben wir nun von deiner blöden Quatscherei."

Ein Satz lag auf der Zunge

Der Zugführer Unterleutnant Rolf Berger macht um diese Stunde tatsächlich ein ernstes, aber keineswegs böses Gesicht. Er sitzt in seiner Stube und studiert. Heute abend will er sich im Dorfgasthof mit elf Jugendlichen treffen, denen er hilft, das Abzeichen „Für gutes Wissen" zu erwerben. Dazu muß er sich vorbereiten. Die Bücher liegen über den ganzen Tisch verstreut. Stabskultur ist das nicht, hätte ihn der Taktiklehrer auf der Schule getadelt, hätte der ihn so angetroffen. Aber der ist jetzt weit weg, ebenso weit wie die Schule, die im Bewußtsein des jungen Offiziers immer mehr von der Praxis des Grenzdienstes verdrängt wird. So froh er erst war, vor einem Jahr der Schulbank entronnen zu sein, so sehr sehnt er sich jetzt manchmal wieder nach der Geborgenheit der Schule. Dort verlief alles nach einem straff geregelten Tagesablauf. Hier dagegen weht die rauhe Luft des Grenzdienstes, in der man täglich, stündlich mit Überraschungen rechnen muß. Und dazu die vielen Probleme, mit denen sich ein junger Zugführer herumschlagen muß. Nein, es ist nicht leicht, sich hier zu behaupten.

Erst vorhin, geht es dem Unterleutnant durch den Kopf, war ihm wieder nicht klar, wie er handeln sollte. Gefreiter Dornbusch war ihm begegnet, ein Soldat, der voller Ideen steckt. Ohne vorschriftsmäßig zu grüßen, sprach ihn der Gefreite unvermittelt an und erklärte ein neues Signalgerät, das er zu bauen beabsichtigt. Es ist erfreulich, daß der junge Ingenieur auch hier ständig knobelt und bastelt. Im Grenzdienst ist er ein Meister, einen besseren Postenführer gibt es nicht im Zug. Aber andererseits verstieß er gegen die elementarsten Regeln der militärischen Disziplin und Höflichkeit. Obwohl Berger wußte, daß das falsch ist, sah er ihm diese kleine Unterlassungssünde nach. Was wog sie schon im Verhältnis zu den Vorzügen des Genossen Dornbusch? Bisher hatte er damit jedenfalls keine Schwierigkeiten.

Auch sonst läuft im Zug alles recht gut. Berger hatte sich an seine Aufgaben, an die Soldaten seines Zuges, an das Leben in der Kompanie und im Dorf schnell gewöhnt. ▶


Illustrationen: Karl Fischer



Manchmal lag ihm zwar der Satz auf der Zunge, auf der Schule habe er dieses oder jenes anders gelernt, aber nie brachte er ihn über die Lippen. Er weiß, wie die alten Praktiker auf solche Worte reagieren. Lieber beißt er die Zähne zusammen.

Einen Auftrieb hatte es Rolf Berger gegeben, als erste Früchte seiner Arbeit heranwuchsen. Mit einer Ausnahme erwarben alle Soldaten seines Zuges das Abzeichen „Für gutes Wissen". In der Politschulung wurden sie bester Zug des Bataillons. Erster Lohn für seine Beharrlichkeit, sein unermüdliches Streben nach hohen Ausbildungsergebnissen.

Als Berger an das Abzeichen denkt, fallen ihm die Jungens im Gasthof ein. Wie spät ist es? Halb acht, höchste Zeit zum Gehen. Nun kriegt er es eilig. Mit wenigen Handgriffen verstaut er die Bücher im Schrank.

Ein verflixter Tag

Unterfeldwebel Bartsch und Soldat Kappes haben soeben das Postenpaar Tauche-Hubrig kontrolliert. Nun stapfen sie weiter durch den verregneten Abend. Immer parallel zur Grenze führt ihr Weg. Jeder Schritt wird ihnen zur Qual. Der glitschige Lehmboden bleibt bleischwer an den Stiefeln haften, selbst Hose und Regenumhang sind dreckverschmiert.

Zwar regnet es nun schon den dritten Tag hintereinander, aber der Unterfeldwebel macht ein Gesicht wie vierzehn Tage Regenwetter. Es ist aber auch ein verflixter Tag heute! Das begann schon am Morgen.

Plötzlich war Unteroffizier Blohm abkommandiert worden. Wer mußte dessen Dienst übernehmen? Bartsch! Den ab nächsten Dienstag geplanten Resturlaub kann er nun streichen, vom Regen fortgespült. Hilde und der Junge werden enttäuscht sein, wenn sie vergebens warten. – Am Vormittag rief ihn dann der Kompaniechef zu sich: eine Rüge für das gestrige Revierreinigen. Zwei Soldaten seiner Gruppe hatten geglaubt, wenn sie viel Wasser verspritzten, würde der Waschraum von alleine sauber. Trugschluß, das Wasser floß auf den Flur. – Dann das Essen heute mittag; die lernen es nie, Fisch anständig zu braten. Richtig knusprig muß er sein, mit ordentlich Öl dran. Aber nein . . .

So hatte es Unterfeldwebel Bartsch schon bis Mittag die Petersilie verhagelt. Und nun die Kontrollstreife und dazu das Postenpaar Tauche und Hubrig. Bewegen sich im Grenzabschnitt wie auf einem Rummelplatz. Hubrig faselte von schönen Frauen und was er alles anstellen würde, wenn er zu Hause wäre. Unsereiner könnte bald zu Hause sein, wenn . . . Man darf nicht daran denken, außerdem gehört das nicht hierher, schneidet Bartsch diesen Gedanken ab. Er wird es den beiden nach ihrer Ablösung schon begreiflich machen. Dem Zugführer wird er nichts davon sagen, auch nicht dem Kompaniechef. Schließlich zählt er nicht zu jenen Gruppenführern, die sich ihren Soldaten nichts zu sagen getrauen. Dieses Hühnchen wird er alleine mit dem Postenpaar rupfen. Auf Posten darf der Soldat einfach keine persönlichen Gespräche führen, und schon gar nicht laut. Er muß zuerst an seinen Auftrag denken.

Verschwundene Spuren

Ärgerlich über die beiden Soldaten, stapft der Unterfeldwebel hinter dem Soldaten Kappes her. Bald schaut er zum Boden, als suche er

einen Zwanzigmarkschein, dann wieder seitwärts in die Büsche. Plötzlich bleibt er stehen. „Warten Sie!" ruft er seinem Begleiter leise zu und bückt sich zur Erde. Er hat Spuren entdeckt, Fußabdrücke zweier Menschen. Sie führen ins Hinterland.

„Verdammt!" zischt Bartsch hervor. „Die beiden sprechen friedlich über Frauen und zu Hause, währenddessen spazieren womöglich Grenzverletzer durch ihren Abschnitt. Wofür stehen sie eigentlich da?"

Tatsächlich, überzeugt sich der Unterfeldwebel noch einmal, unverkennbar frische Spuren. Sie sind höchstens eine Stunde alt, für Grenzverletzer sind das einige Kilometer. Desto eiliger ist die Meldung an die Kompanie.

„Spuren am A-Mast, vermutlich zwei Personen, Richtung Hinterland!" meldet er an der nächsten Anschlußstelle des Grenzmeldenetzes. Er spricht betont leise. Wer weiß, der Grenzwald kann Ohren haben.

Es dauert nicht lange, da kommt der Kompaniechef mit einem P 3 angebraust. Noch vor wenigen Minuten hoffte er, der Unterfeldwebel möge sich geirrt haben. Aber nun, da er selbst die Spuren sieht und den zerschnittenen Drahtzaun, besteht kein Zweifel mehr: ein Grenzdurchbruch. Bartsch ist ein erfahrener Grenzer. Er prüft lieber dreimal, bevor er entscheidet.

Inzwischen ist die Alarmgruppe heran, die der Kompaniechef herbefohlen hatte. Grenzalarm! Die Posten werden verstärkt, im Hinterland ziehen zusätzliche Streifen auf. Unterleutnant Berger muß seine Schulung im Gasthaus abbrechen. Die ganze Nacht und den folgenden Tag über herrscht verstärkter Grenzdienst. Nur einmal werden die Spuren wieder gefunden, aber schon recht undeutlich. Der noch immer andauernde Regen hat sie schnell verwaschen. Die Suche bleibt erfolglos. Die Grenzverletzer sind durch.

Der Kompaniechef rauft sich die Haare. Aus ist es mit dem sauberen Grenzabschnitt, um den die Kompanie seit Monaten erfolgreich kämpfte. Sie hat sich überlisten lassen. Jawohl, die ganze Kompanie, auch wenn nur ein einziges Postenpaar versagt hatte. Da gibt es nichts zu beschönigen.

Der untaugliche Rettungsring

„Da gibt es nichts zu beschönigen", sagt einige Tage später Siegfried Kappes, als es in einer öffentlichen Parteiversammlung darum geht, Schlußfolgerungen aus dem Grenzdurchbruch zu ziehen. Niedergeschlagen sitzen viele Genossen da. Grenzdurchbruch, das weiß jeder, das kommt einer Niederlage gleich. Aber wo liegen die Ursachen? Was ist zu tun, um Niederlagen zu vermeiden?

Mehrere Genossen hatten bereits gesprochen, aber Siegfried Kappes war mit ihnen nicht zufrieden. Keiner kam der Sache wirklich auf den Grund. Deshalb hatte er sich zu Wort gemeldet.

„Es sind ja nicht nur die Genossen Tauche und Hubrig, die sich an der Grenze, gelinde gesagt, nicht gerade wie Mäuschen benahmen", führt er aus. „Wer von uns ist nicht manchmal mit seinen Gedanken woanders? Hier wurde unsere Nachlässigkeit spürbar bestraft. Der Durchbruch war zu verhindern. Nicht nur, wenn die beiden wachsam gewesen wären, sondern auch dann, wenn die Vorschläge einiger Postenführer, gerade in diesem Abschnitt verstärkt Hilfsmittel einzusetzen, nicht so lange geschmort hätten. Ich weiß, der Kompaniechef hat viele Sorgen. Gerade jetzt. Aber er hätte vielleicht weniger, wenn er sie mit uns allen teilte, wenn die vielen guten Gedanken und Vorschläge, die aus der Kompanie kommen, noch schneller verwirklicht würden."

Die Worte des 23jährigen Lehrers bringen Leben in die Versammlung. Die Niedergeschlagenheit weicht der gespannten Aufmerksamkeit, was nun weiter geschehen würde.

Unterleutnant Berger war es bei den Worten von Kappes, als bekäme er einen Stich in die Brust. Kappes hackte nicht auf dem Postenpaar herum, wie einige vor ihm, sondern er betrachtete die Sache in ihrem richtigen Zusammenhang, nannte weitere Ursachen von Fehlern.



Warum bin ich nicht so aufgetreten wie er? wirft sich Berger innerlich vor. Und in Gedanken überfliegt er nochmal kurz den bisherigen Ablauf der Versammlung.
Freilich, daß Gefreiter Tauche versuchen würde, sich aus der Schlinge zu ziehen, das hatte ich erwartet. Dann sprach Gefreiter Herbert Dornbusch. Alle rühmten ihm ein klares Urteilsvermögen nach, sein Wort hatte bisher Gewicht. Und er sagte:
„Wir haben eben Pech gehabt. Nirgends gibt es nur Erfolge, auch in der Industrie gibt's Pannen. Das bleibt nicht aus, wo gearbeitet wird."
Viele hatten mit den Köpfen genickt. Sehr eingängig, dieses Argument. Einigen schien es ein Rettungsring zu sein, an dem sie sich hochziehen konnten. Auch ich habe das versucht. Worüber sprach ich? Allgemeine Appelle an das Postenpaar habe ich gerichtet und von einigen Schlußfolgerungen gesprochen. Damit wollte ich versuchen, die Diskussion auf das richtige Gleis zu führen. Aber dann sagte ich, eigentlich so ganz nebenbei, jenen Satz, mit dem ich auf die Nase fiel:
„Es gehört schon ein bißchen Glück dazu, den Grenzabschnitt undurchlässig zu machen." Daraufhin war der Kompaniechef zornig aufgesprungen und hatte erklärt:
„Wer hier mit Begriffen wie Glück und Pech jongliert, wird nie die Wahrheit finden!" Heiß und kalt war mir geworden, als ich das hörte. Dieser Schuß war eindeutig auf mich gerichtet, auf mich und Dornbusch. Und der Kompaniechef hatte recht. War ich nicht selbst oft gegen solche Begriffe aufgetreten? Zog ich nicht erst kürzlich in der Politschulung gegen „Schicksal" und „Vorsehung" zu Felde? Glück und Pech sind geläufiger, aber sie stammen aus dem gleichen alten Arsenal, sie lenken vom wahren Sachverhalt ab. Kappes hat die Sache richtig angepackt. Jawohl, die eigene Nachlässigkeit ist schuld. Auch ich habe nachlässig gehandelt. Und das nicht nur hier in der Versammlung, auch sonst verhalte ich mich Dornbusch gegenüber sträflich inkonsequent. Und Inkonsequenz war es doch, die letztlich den Grenzdurchbruch begünstigte.
Unterleutnant Berger kann diesen Gedanken nicht mehr zu Ende denken. Sein Name ist schon wieder gefallen. Unterfeldwebel Bartsch spricht, schon das zweite Mal. Während er vorhin dem Postenpaar die Leviten las, sind jetzt Berger und Dornbusch dran.
„Ich bin einverstanden mit Glück und Pech. Dann müssen wir aber ehrlich sein und die Erfolge bei der Grenzsicherung ebenfalls auf dieses Konto buchen. Also verdanken wir ab heute alle Festnahmen dem Genossen Glück, die Durchbrüche dem Genossen Pech."
Beißende Ironie liegt in den Worten des Unterfeldwebels. Sie verfehlt nicht ihre Wirkung. Während viele erst kichern, werden sie bald wieder ernst, nachdenklich. Schließlich hagelt es Proteste. Bartsch hatte den Nagel auf den Kopf getroffen. Rolf Berger schämt sich.
Plötzlich läßt sich auch Ralph Hubrig vernehmen, der bisher still auf seinem Platz saß. Ihm scheint ein Licht aufgegangen zu sein. „Gut, es stimmt, wir waren nicht wachsam", gesteht er stockend ein. „Der Durchbruch geht auf meine Kappe, weil ich gesprochen habe. Das soll nicht wieder vorkommen, bestimmt nicht!" Und aufbegehrend, flüssiger sprechend, fährt er fort: „Aber als wir damals die beiden mit dem Pfeffer, den Messern und dem Schlagring schnappten, da sind wir gewetzt wie die Irren. Die wären auf's Ganze gegangen. Wir mußten sie überwältigen. Da war nichts mit Glück oder Pech! Das haben wir alleine geschafft!"
Gutmütiges, zustimmendes Lachen von allen Seiten. Nicht über die dürftige Selbstkritik, sondern über das, was ihr folgte. Es ist ein befreiendes, ein optimistisches Lachen. Jawohl, Glück und Pech sind für uns keine Bundesgenossen! Wir selbst müssen dafür sorgen, daß die Grenze undurchlässig wird!
Unterleutnant Berger klingt das Lachen jedoch wie Hohn in den Ohren. Es verfolgt ihn noch abends auf seiner Stube. Auch er möchte lachen, aber er hat heute eine zusätzliche Niederlage erlitten, die zweite nach dem Grenzdurchbruch. Glück und Pech, wie konnte er nur darauf hereinfallen! Sie können die eigenen Fehler bei der Grenzsicherung zwar verkleistern, aber nicht aus der Welt schaffen. Er hatte da etwas dahingesagt, ohne es sich richtig überlegt zu haben. Es wird ihn Mühe kosten, diese Scharte auszuwetzen. Noch einmal wird ihm das nicht passieren.

Sauberkeit

Monate sind seit dieser Aussprache verstrichen. Siegmar Tauche steht inzwischen wieder an seiner Revolverdrehbank, Herbert Dornbusch steckt in seinen Projekten. Ihre Dienstzeit ist herum. Ralph Hubrig ist jetzt Postenführer, ebenfalls Siegfried Kappes, der zudem noch vorzeitig zum Gefreiten befördert wurde. Längst war Unterfeldwebel Bartsch zu Hause bei seiner Hilde. Er führt jetzt den vierten Zug getreu seinem bewährten Motto: dreimal prüfen, dann entscheiden. Danach arbeitet jetzt auch Rolf Berger, der inzwischen Leutnant geworden ist. Die Aussprache lehrte ihn, was Konsequenz heißt. Lehren zog auch der Kompaniechef. Regelmäßig berät er sich jetzt mit den besten Postenführern, wie deren gute Gedanken und Vorschläge schnell verwirklicht werden können.
Nach der Parteiversammlung hatte die Glück-Pech-Diskussion die ganze Kompanie erfaßt. Alle erkannten, daß sie durch ihre eigene Nachlässigkeit dem Feind eine Lücke geöffnet hatten. Grenzdienst ist kein Glücksspiel. Deshalb ziehen sie es jetzt vor, sich auf ihr eigenes Denkvermögen, ihr hohes militärisches Können und ihre ständige Wachsamkeit zu verlassen. Seitdem diese Erkenntnis in die Köpfe aller Genossen einzog, ist auch der Kompanieabschnitt wieder sauber.

Alle zwei Minuten werden auf dem Gefechtsstand des Funkmeßpostens die Standorte der georteten Flugzeuge in die Luftlagekarte eingetragen.



KREUZWORTRÄTSEL

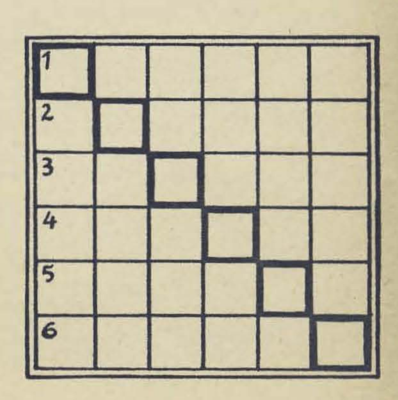
Waagerecht: 1. Maßeinheit für die Stärke eines radioaktiven Präparats, 4. Rhonehafen, 7. Name einer Flottenübung der drei sozial. Ostseeflotten im Jahre 1963, 10. Palmenart, 13. poln. Halbinsel, 14. Liliengewächs, 15. Stadt im Bez. Karl-Marx-Stadt, 16. Sänger, 17. Geschwulst, 20. Täuschungsmanöver, 22. Meeressäugetier, 24. Staatshaushalt, 26. Badeanzug, 27. ind. Münze, 28. Musikwerk, 31. Holzstange, zum Fortbewegen kleiner Boote, 32. gallertartige Masse, 34. Stadt in Nordrhein-Westfalen, 36. chilen. kommunist. Lyriker, 38. kroat. Physiker (1856—1943), 40. sowj. Schachgroßmeister, 41. berühmte sowj. Ballettänzerin (heute Tanzlehrerin), 45. Singstimme, 46. Geschoß, 48. Südfrucht, 50. militär. Geleit, 53. Wintersportgerät, 55. Geschäftsbereich, 56. feierliches Gedicht, 58. Ankerplatz, 60. Ureinwohner Spaniens, 63. europ. Hauptstadt, 65. Europäer, 67. durch Faschisten völlig zerstörte tschech. Bergarbeitersiedlung (heute Nationaldenkmal), 70. Schauspiel von Ibsen, 71. hartschalige Frucht, 73. europ. Binnenmeer, 75. Fisch, 77. ital. Geigenbauer, 78. Schwimmvogel, 79. Nebenfluß der Donau, 81. engl. Physiker (1877–1945), 82. Chef der Volksmarine, 83. Laubbaum, 84. Riesenschlange, 85. junger Zweig, 86. Alpenhirt, 87. Vernunft, Verstand, 88. historisches Londoner Bauwerk.

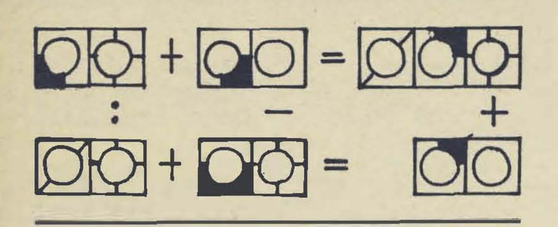
Senkrecht: 1. Präsidentin der IDFF, 2. Kampfsportler, 3. eth. Begriff, 4. Gebirge in Westsibirien, 5. poln. utop. Schriftsteller, 6. chem. Kampfstoff, 7. Buchformat, 8. Ölpflanze, 9. Handlung, 10. Teil des Projektils, 11. chem. Element, 12. Stempelabdruck, 18. weibl. Vorname, 19. Oper von C. M. v. Weber, 21. Abkürzungszeichen (Steno), 23. Sprecher des olymp. Eides in Tokio, 25. Nebenfluß der Donau, 27. Kosmos, 29. früher Bombe zum Sprengen von Toren usw., 30. Nebenfluß des Rheins, 33. chem. Verbindung, 35. Raubtier, 37. engl. Mädchenname, 38. sowj. Nachrichtenagentur, 39. nordischer Schwimm- und Tauchvogel, 42. inneres Organ, 43. Teil des Rades, 44. Verkaufsprodukt, 47. Sinnesorgan, 49. deutscher Komponist der Gegenwart, 51. Handhabe, 52. Heizkörper, 54. Musikhalle, 56. Verwaltungseinheit der Sowjetrepubliken, 57. Oper von Verdi, 59. Erfrischungsspeise, 61. Stadt am Don, 62. männl. Vorname, 64. rillenförm. Vertiefung, 66. Autor des Films „Stärker als die Nacht", 67. Sternbild, 68. Nebenfluß der Aller, 69. Aktivkohle, 72. Küchengerät, 74. engl. MPi, 76. Dienstgrad, 78. Fluß in Norddeutschland, 80. poln. Luftfahrtgesellschaft.

FÜLLRÄTSEL

1. Hauptstadt von Mali, 2. Staat in Mittelamerika, 3. berühmter ital. Tenor (1873—1921), 4. lederner Brustharnisch (17. Jahrh.), 5. moderne Wissenschaft, 6. Teil des Karabiners.

Bei richtiger Lösung ergibt die stark umrandete Diagonale eine europ. Hauptstadt.

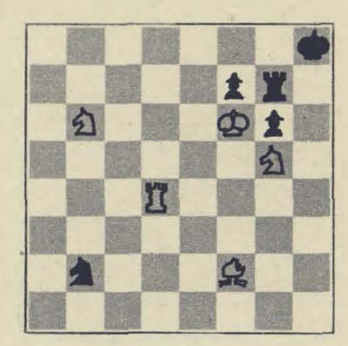




RECHNEN UND RATEN

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer, gleiche Karos bedeuten immer gleiche Ziffern. Es sind dieser Aufgabe entsprechend die Ziffern zu finden, die — in die Mittelfelder der Karos eingesetzt — die waagerechten und senkrechten Rechenaufgaben richtig lösen.

SCHACHAUFGABE



Matt in drei Zügen

MAGISCHES QUADRAT

Die zu suchenden Wörter haben waagerecht und senkrecht die gleiche Bedeutung.

1. deutscher Schauspieler, 2. Staat der USA, 3. deutscher Publizist der Gegenwart, 4. Verwandter, 5. Oper von Bellini.

1	2	3	4	5
2				
3				
4				
5				

IM VERSTECK

Kola — Mine — Teesieb — Azur — Revolver — Teiler — Radi — Regung — Oderbruch — Arena — Volumen — Valuta — Tiger — Anion

Jedem dieser Wörter ist eine Silbe zu entnehmen. Aneinandergereiht ergeben die Silben den Namen einer Massenorganisation in Kuba, der etwa 45 Prozent aller über 14 Jahre alten Kubaner angehören.

SILBENRÄTSEL

Aus den Silben bel — born — — bruck — de — don — duk — fen — ger — in — in — inns — la — lon — mann — nie — ning — no — o — ol — on — pa — ra — rück — schö — sen — speer — struk — ter — ti — trai — un — vall — wer sind dreizehn Wörter zu bilden. Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, den Namen des Siegers des Marathonlaufs bei den ersten Olympischen Spielen der Neuzeit.

1. Präsident des NOK der DDR, 2. Abwehr, Gegenschlag beim Fechten oder Boxen, 3. Austragungsort der letzten Olympischen Winterspiele, 4. Sieger im Dreisprung beim Europa-Cup, 5. Form des Lauftrainings, 6. Sportvereinigung in der ČSSR, 7. Friedensfahrtsieger 1951, 8. ASK-Judoka, 9. Stadt der Olympischen Sommerspiele 1948, 10. Sprecher des olympischen Eides in Tokio, 11. ASK-Fußballspieler, 12. Anleitung, Dienstanweisung, 13. leichtathlet. Disziplin.

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 12/1965

SILBENKREUZWORTRÄTSEL. Waagerecht: 2. Lineal, 5. Rakete, 6. Teheran, 7. Ravenna, 9. Lama, 11. Verner, 12. Niger, 13. Wega, 14. Kola, 16. Serge, 18. Leonow, 19. Nebel, 21. Kater, 22. Lima, 23. Warna, 24. Toni, 26. Kemi, 28. Korea, 30. Attrappe, 31. Pistole, 32. Kenia — Senkrecht: 1. Arabella, 2. Litera, 3. Altena, 4. Uranbrenner, 8. Ventil, 10. Manila, 11. Vergaser, 14. Kolonne, 15. Diode, 17. Gefreiter, 20. Bellini, 21. Kanake, 24. Togliatti, 25. Ware, 27. Minenleger, 28. Kopeke, 29. Apia.

RECHNEN UND RATEN:

432 — 72 = 360
— : +
270 + 18 = 288

162 × 4 = 648

KREUZWORTRÄTSEL. Waagerecht: 1. La Paz, 4. Palas, 8. Balas, 12. Limes, 15. Opal, 16. Dover, 17. Nike, 18. Sigel, 19. Totem, 20. Slang, 21. Narwa, 23. Aare, 24. Lache, 25. Angara, 26. Rila, 29. Gel, 30. ISO, 32. Otto, 34. Banner, 37. Le Mans, 40. Sete, 42. Aegir, 44. Maxim, 46. Akte, 49. Teiler, 51. Onega, 52. Abukir, 54. Kran, 55. Toni, 56. Irbit, 57. Herne, 58. Hefe, 59. Oleg, 61. Lister, 64. Riese, 66. Willie, 69. Resl, 72. Eisen, 74. Narbe, 76. Oese, 77. Spaten, 80. Neurom, 81. Omsk, 83. Edo, 85. Lid, 87. Ehre, 90. Caruso, 93. Asien, 94. Esel, 96. Lehre, 97. Terni, 98. Barto, 99. Ibsen, 100. Kiel, 101. Tower, 102. Olga, 103. Warna, 104. Regen, 105. Rinne, 106. Seele.

Senkrecht: 1. Laser, 2. Pegel, 3. Zola, 4. Patrone, 5. Aloe, 6. Adele, 7. Somali, 8. Beshiza, 9. Arles, 10. Anna, 11. Signum, 12. Lena, 13. Marat, 14. SEATO, 22. Arosa, 27. Idee, 28. Abel, 29. Grin, 31. Alibi, 33. Tat, 35. Narr, 36. Egon, 38. Emu, 39. Ali, 40. Steher, 41. Tigris, 43. Revers, 44. Matern, 45. Xanten, 47. Kabale, 48. Entree, 50. Ekel, 53. Rigi, 58. Heine, 59. Oere, 60. Ewer, 62. Ida, 63. Tee, 65. Sand, 67. Lome, 68. Isar, 70. Ehm, 71. Iskar, 73. Erosion, 75. Bussole, 78. Taster, 79. Kleber, 81. Orlow, 82. Schur, 84. Dante, 86. Inari, 88. Hesse, 89. Ernte, 91. Reka, 92. Oele, 94. Eton, 95. Lias.

SCHACH: Clausén. Der wT muß offenbar ziehen, aber wohin? Die Fehlversuche 1. Tb2? Td81 2. D:T 3. ? 1. Tc2? Tc81; 1. Tb2? Tb81 führen zur Lösung. 1. Ta21 Ta8 2. D:T bel. 3. Dh1 matt; 1. . . . Te2



Zum 20. Male jährt sich am 18. Januar 1966 der Gründungstag der Volksrepublik Ungarn. Der 8. Februar ist der Tag der Koreanischen Volksarmee.
Zu diesen Feiertagen gratulieren wir unseren ungarischen sowie den koreanischen Waffenbrüdern recht herzlich.

•

Die höchste polnische Kampfauszeichnung, das Grunwald-Kreuz, wurde dem Dorf Ludmilowka in der Wojewodschaft Lublin verliehen. In Ludmilowka formierte sich unter dem Kommando des sowjetischen Offiziers Alexander Rajewski eine der ersten polnischen Partisanenabteilungen. Das Dorf wurde zum Zentrum des Partisanenkampfes in diesem Gebiet. Längere Zeit hatte dort auch die Tadeusz-Kosciuszko-Abteilung ihren Standort, deren Kommandeur Grzegorz Korczynski war, zur Zeit stellvertretender Verteidigungsminister der Volksrepublik Polen.

•

Technische Einheiten der Ungarischen Volksarmee schufen innerhalb von drei Monaten des Jahres 1965 bei Einsätzen in der Volkswirtschaft einen Produktionswert von 220 Millionen Forint. Im Jahre 1964 leisteten sie insgesamt 600 000 Arbeitstage und erbrachten in sechs Monaten einen Wert von 370 Millionen Forint.

•

Im Februar 1963 begann die Nationale Befreiungsfront Venezuelas (FLN) mit dem Aufbau „Bewaffneter Streitkräfte der Nationalen Befreiung" (FALN). Die venezolanischen Volksstreitkräfte bestehen in ihrem Kern aus Partisanenabteilungen, die fünf verschiedene Gebiete des Landes kontrollieren. Ihr Aktionsbereich umfaßt etwa 13 000 km², vom Nordteil des Staates Falcon bis zu den südlichen Gebieten im Staate Barinas. Ziel des Kampfes ist die Errichtung einer demokratischen Staatsordnung in Venezuela und die Befreiung des Landes von ausländischer Bevormundung. Die USA investierten in Venezuela fast 13 Milliarden Dollar. Sie beherrschen 42,4 Prozent des Erdöl-, 78 Prozent des Eisen- und 83,4 Prozent des Kakaoexports.

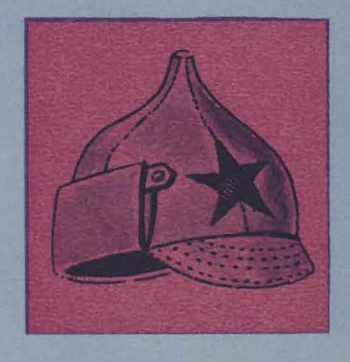




Soldatenhumor aus: „verde olivo", Havanna, und „Front", Belgrad.

DIE BUDJONOWKA

Helm oder Mütze geben der Silhouette des Soldaten vielfach das Gepräge. Oft gelten sie sogar als Symbol für die Armee selbst. Beispielsweise wurde die Pickelhaube zu einem Sinnbild des preußisch-deutschen Militarismus. Und Josef Ladas Zeichenstift ließ in den Illustrationen zum „Braven Soldaten Schwejk" u. a. die k. u. k.-Offiziersmütze als Symbol von Vertrottelung und Borniertheit in die Geschichte eingehen.
Aber auch Armeen neuen Typs besitzen charakteristische Kopfbedeckungen. Am augenfälligsten war das bei der Roten Armee, der heutigen Sowjetarmee. Wer denkt nicht gleich, kommt auf sie die Rede, an Budjonnys Erste Reiterarmee, an die verwegenen Kavalleristen mit der typischen Helmmütze?
Eine eigenwillige Form besaß diese militärische Kopfbedekkung. Sie ähnelte sehr stark den Helmen bekannter Rekkengestalten aus dem russischen Sagenschatz. Möglicherweise war gerade das der Grund, daß man in den bewegten Jahren des Bürgerkrieges und der ausländischen Intervention ein solches „Modell" wählte. Mit Sicherheit dürfte sich das heute allerdings kaum noch belegen lassen. Fest steht jedoch, daß die „Budjonny-Mütze" sehr schnell populär wurde — und sich für viele Jahre durchsetzte.



Maler und Dichter verewigten sie, um dem Ruhm ihrer Träger künstlerischen Ausdruck zu verleihen. Die Gestalt des Budjonowzen, des Budjonny-Reiters, drang tief in das Bewußtsein des Sowjetvolkes ein. Und heute fällt es oft schwer, zwischen Legende und Geschichte zu unterscheiden. Es ist jedenfalls nicht verwunderlich, daß die Helmmütze dieser legendären Reiterei — liebevoll Budjonowka genannt — später zur offiziellen Kopfbedeckung der Landtruppen der Roten Armee wurde. Viele bekannte Heerführer trugen sie. Und auch Ernst Thälmann, der während eines Besuches in der Sowjetunion zum Ehrensoldaten der Roten Armee ernannt wurde, erhielt eine Rotarmistenuniform mit einer Budjonowka zum Geschenk. *hb*

DIENSTGRADABZEICHEN DER SOWJETARMEE

1 Soldat
2 Gefreiter
3 Unteroffizier
4 Feldwebel
5 Oberfeldwebel

6 Starschina
(entspr. Stabsfeldwebel)
7 Unterleutnant
8 Leutnant
9 Oberleutnant
10 Hauptmann

11 Major
12 Oberstleutnant
13 Oberst
14 Generalmajor
15 Generalleutnant

16 Generaloberst
17 Armeegeneral
18 Marschall der Waffengattung
19 Hauptmarschall
der Waffengattung
20 Marschall der Sowjetunion

WAFFENGATTUNGEN DER SOWJETARMEE





HEFT 1
JANUAR 1966
PREIS MDN 1,–

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Major Hansjürgen Usczeck · Anschrift der Redaktion: 1055 Berlin, Postschließfach 7986, Telefon: 53 07 61 · Auslandskorrespondenten: Oberst Alexander Fedorowitsch Malkow, Moskau; Oberst Nikolai Petrowitsch Koralkow, Moskau; Major Jiří Blecha, Prag; Major Janusz Szymański, Warschau; Major Lasar Georgiev, Sofia; Major László Serfőző, Budapest; Oberstleutnant Ion Nichifor, Bukarest · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1055 Berlin, Postschließfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28—31, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Druck: VEB Druckhaus Einheit Leipzig III/18/211 · Gestaltung: Horst Scheffler.



Redaktionsschluß dieses Heftes: 10. November 1965

Fotos: Gebauer (21) Titel, S. 8, 14, 15, 16, 17, 18, 41, 59, 71, 76, 80, 81, 82, 84, 89; Klöppel (1) S. 3; Archiv (6) S. 20, 21, 65, 78, 79; Weiß (6) S. 23, 24, 25, 28; Holl (1) S. 26; Lussa (1) S. 33; Bleich (5) S. 36, 38, 39; Militärbilddienst (3) S. 40, 69; Zentral-Bild (4) S. 40, 52, 53, 57; Barkowsky (8) S. 47, 48, 49, 58; Progress (1) S. 50; Rowell (1) S. 51; Walzel (1) S. 60; Zühlsdorf (1) S. 63; Natusch (7) S. 70, 71, 72, 73; Novotný (1) S. 79; Raddatz (1) Rücktitel. Das Foto auf Seite 33 zeigt die ungarische Filmschauspielerin Teri Tordai.

TITELBILD: 122-mm-Haubitze in Stellung

STAR-Palette

Als die rotblonde Stela Popescu, Sängerin und Schauspielerin des Bukarester Revuetheaters „Constantin Tanase", hörte, daß es im Oktober zu einem vierwöchigen Gastspiel in den Berliner Friedrichstadt-Palast gehe, war der erste Erwerb für diese Tournee nicht etwa ein neues Reisekostüm, Schuhe oder eine schicke Handtasche – sie lief sofort zur nächsten Buchhandlung und kaufte ein deutsch-rumänisches Wörterbuch, das ihr ständiger Begleiter wurde.
Wenn ich in Berlin auftrete, sagte sich die ehrgeizige Künstlerin, muß ich mich mit den Menschen unterhalten oder wenigstens verständigen können. Mit diesem klugen Vorsatz, gepaart mit wirklichem Können, eroberte Stela das Berliner Publikum ebenso wie kurz zuvor die Zuschauer in Paris. Liebenswürdiger Charme überbrückte



Stela Popescu

das gebrochene Deutsch ihrer kabarettistischen Szenen. Ihr „Rudi, schläfst du schon?" wurde bald so bekannt, daß es zu Stelas nettesten Erlebnissen zählt, bei einem Bummel durch den Potsdamer Schloßpark von einer ganzen Reisegesellschaft erkannt und mit „Rudi!!" begrüßt zu werden.
Ehe Stela Popescu, die wie viele ihrer Landsleute über eine außerordentliche musikalische Begabung verfügt, auf Bukarests größter Revuebühne zur gefeierten Solistin wurde, absolvierte sie eine Schauspielausbildung und studierte Gesang. Als sie in einer Rolle mit Songs und Couplets besonderen Beifall erhielt, entdeckte man ihr vielseitiges und komisches Talent und engagierte sie ans Revuetheater. Dort ist Stela ganz in ihrem Element. Mit hinreißendem Temperament und großem rhythmischen und musikalischen Einfühlungsvermögen interpretiert sie Lieder ihrer rumänischen Heimat, Operettenschlager, moderne Chansons und ist in ihren Szenen und Pantomimen voller urwüchsiger Komik und Spielleidenschaft.
Stelas Hobby sind Fremdsprachen. Ein Deutsch-Lesebuch für Schulanfänger trat mit ihr die Heimreise nach Bukarest an. Bei ihrem nächsten DDR-Gastspiel – voraussichtlich im Juni im Bezirk Frankfurt (Oder) – können wir ihre Fortschritte bewundern. *Helga Heine*

Redensarten

ZEICHNUNGEN:
PAUL KLIMPKE

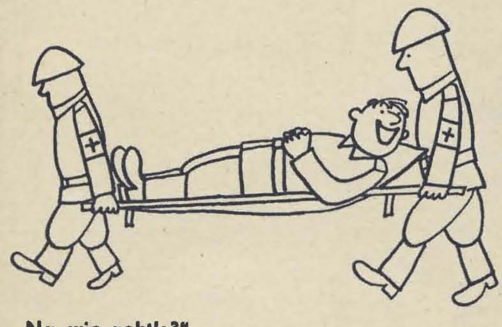
„Na, was gibt's Neues?"



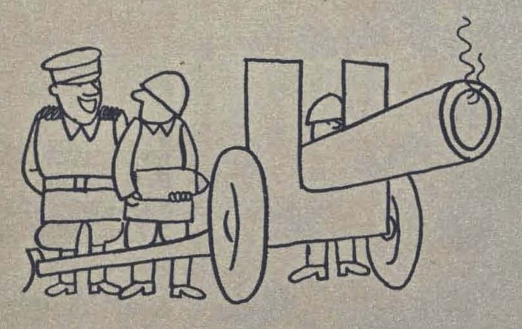
„Macht's gut!"



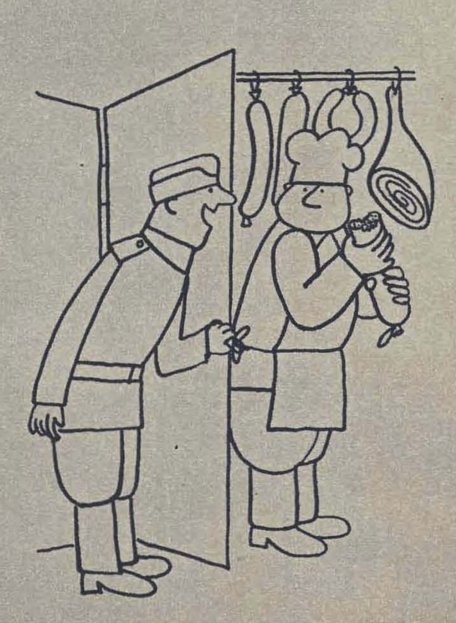
„Schon wieder auf dem Posten?!"



„Na, wie geht's?"



„Na, schon wieder fleißig?!"



„Darf man mal reinschauen?"

Index 31 036

